

Leseprobe

Ian Kershaw

Hitler 1889 – 1936

Band 1

Bestellen Sie mit einem Klick für 24,99 €



Seiten: 976

Erscheinungstermin: 12. August 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein epochales Werk, ein Höhepunkt der Geschichtsschreibung

Das auf zwei Bände angelegte Werk des britischen Historikers Ian Kershaw ist beides: eine Biographie Hitlers und eine Geschichte der NS-Zeit. Es untersucht eindrucksvoll die historischen Kräfte, die einen trägen österreichischen Träumer in einen Diktator mit immenser Macht verwandelten. Kershaw vertritt den Standpunkt, dass die Ursachen für Hitlers Macht nicht nur in den Taten des Diktators gesucht werden müssen, sondern auch (und ganz besonders) in den sozialen Verhältnissen eines Staates, der es ihm erlaubte, alle institutionellen und moralischen Grenzen zu überschreiten.



Autor

Ian Kershaw

Ian Kershaw, geboren 1943, war bis zu seiner Emeritierung Professor für Modern History an der University of Sheffield und zählt zu den bedeutendsten Historikern der Gegenwart. Seine große zweibändige Biographie Adolf Hitlers gilt als Meisterwerk der modernen Geschichtsschreibung. Bei Pantheon erschien zuletzt sein Bestseller »Höllenzug« (2016).



Ian Kershaw

Hitler

1889-1936

Aus dem Englischen von
JÜRGEN PETER KRAUSE und
JÖRG W. RADEMACHER

Pantheon

Die Originalausgabe ist 1998 unter dem Titel
Hitler. 1889–1936: Hubris
bei Allen Lane / The Penguin Press in London erschienen.

Jörg W. Rademacher übersetzte Kap. 1–10
Jürgen Peter Krause übersetzte Kap. 11–13
aus dem Autorenmanuskript
unter Mitarbeit von Cristoforo Schweeger

Das Sach- und Personenregister sowie das Abkürzungsverzeichnis
zu den beiden Bänden von Ian Kershaws Hitler-Biographie finden Sie
unter www.pantheon-verlag.de/kershaw_hitler_register.pdf



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Erste Auflage
Pantheon-Ausgabe August 2013

Copyright © 1998 by Ian Kershaw
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1998
by Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München
Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-55228-5

www.pantheon-verlag.de

Inhalt

7	Vorwort
13	Betrachtungen zu Hitler
29	Erstes Kapitel: Phantasien und Fehlschläge
59	Zweites Kapitel: Der Aussteiger
107	Drittes Kapitel: Begeisterung und Verbitterung
149	Viertes Kapitel: Entdeckung einer Begabung
173	Fünftes Kapitel: Der Bierkelleragitator
215	Sechstes Kapitel: Der »Trommler«
277	Siebtes Kapitel: Der Auftritt des »Führers«
331	Achtes Kapitel: Auf dem Weg zur Beherrschung der »Bewegung«
399	Neuntes Kapitel: Der »Durchbruch«
471	Zehntes Kapitel: An die Schalthebel der Macht »geht«
545	Elftes Kapitel: Auf dem Weg zum Diktator
627	Zwölftes Kapitel: Sicherung der totalen Macht
663	Dreizehntes Kapitel: »Dem Führer entgegen arbeiten«
745	Danksagung

Anhang

751	Anmerkungen
924	Verzeichnis der zitierten Literatur
959	Abkürzungsverzeichnis
962	Bildnachweise
964	Personenregister

Vorwort

Bis vor wenigen Jahren hatte ich nie daran gedacht, eine Hitler-Biographie zu schreiben. Schließlich gab es eine Reihe aus meiner Sicht hochrangiger Biographien. Als Student hatte ich Alan Bullocks frühes Meisterwerk fasziniert gelesen. Und als 1973 Joachim Fests neue Biographie erschien, las ich sie sofort in einem Zug durch und bewunderte wie alle anderen ihre stilistische Brillanz. Zur Abfassung des vorliegenden Werkes ließ ich mich 1989 erst nach anfänglichem Widerstreben und mit voller Hochachtung vor den Leistungen von Bullock und Fest bewegen.

Und ich zögerte auch, weil Biographien im Rahmen meiner Pläne für künftige Bücher keine Rolle gespielt hatten und ich das Genre eher mit kritischen Augen betrachtete. Seit den Anfängen meiner Laufbahn als Wissenschaftler, zunächst als Mediävist, hatte mich die Sozialgeschichte weit mehr interessiert als die »hohe Politik« oder gar die Lebensgeschichte eines Mannes. Diese Neigungen erhielten Auftrieb, als ich in den siebziger Jahren auf die antibiographischen Strömungen der deutschen Geschichtswissenschaft traf. Beim Wechsel der Fachrichtung, um künftig über das Dritte Reich zu forschen, erregten das Verhalten und die Einstellungen gewöhnlicher Deutscher während jener außerordentlichen Epoche meine Aufmerksamkeit, und nicht Hitler und seine Entourage. In meinen frühen Arbeiten, die aus der Mitwirkung am bahnbrechenden »Bayern-Projekt« erwachsen und von den Anregungen eines brillanten Mentors, Martin Broszat, ungeheuer profitierten, verfolgte ich diese Interessen, indem ich einerseits die Volksmeinung und den politischen Dissens unter der NS-Herrschaft und andererseits das Image Hitlers in der Bevölkerung untersuchte. Mit der letztgenannten Studie nahm ich eine exponierte Position in der historiographischen Hitler-Debatte ein, die im Deutschland der siebziger Jahre geführt wurde. Gleichwohl blieb ich als Nicht-Deutscher, der sich primär für die Rezeption von Hitlers Image und die Gründe für seine Popularität und weniger für Hitler selbst interessierte, im wesentlichen außerhalb dieser Auseinandersetzungen.

Das Gefühl, ein Außenseiter zu sein, ließ nach, als ich, immer noch kaum mehr als ein Neuling auf dem Gebiet, 1979 an einer wichtigen Konferenz in Cumberland Lodge bei London teilnahm. Die meisten deutschen Koryphäen nahmen ebenfalls an dem Kongreß teil, der gleichermaßen anschaulich und bestürzend die Gräben offenlegte, die sich zwischen führenden Historikern auftaten, wenn sie die Rolle Adolf Hitlers im NS-System deuteten. Die Erfahrung der Konferenz war mir ein Ansporn, mich noch weiter in die unterschiedlichen Ansätze der deutschen Geschichtswissenschaft zu vertiefen, woraus schließlich eine Überblicksdarstellung hervorging, in der meine Sympathien für die »strukturalistischen« Ansätze zur Deutung der NS-Herrschaft offenkundig waren, die eine Abkehr von der biographischen Beschäftigung mit dem NS-Diktator einleiteten.

Die nicht unwesentliche Ironie einer Hitler-Biographie aus meiner Feder beruht schließlich darauf, daß ich mich dem Genre sozusagen aus der »falschen« Richtung genähert habe. Gleichwohl hat mich die zunehmende Beschäftigung mit den Strukturen der NS-Herrschaft und mit der Kluft zwischen den Interpreten in bezug auf Hitlers eigene Stellung innerhalb dieses Systems, wenn man es überhaupt »System« nennen will, unweigerlich dazu geführt, vermehrt über den Mann nachzudenken, der der unverzichtbare Dreh- und Angelpunkt sowie die Inspirationsquelle der Ereignisse war: Hitler selbst. Schließlich drängte sich mir die Überlegung auf, ob es nicht möglich sei, die auffallende Polarisierung der Ansätze zu überwinden und sie in einer Hitler-Biographie aus der Feder eines »strukturalistischen« Historikers zu integrieren, der dem Genre Biographie mit einem kritischen Blick begegnet. Instinktiv ist er vielleicht bestrebt, bei komplexen historischen Prozessen die Rolle des Individuums, wie wirkungsmächtig es auch sei, eher abzuwerten als zu überhöhen.

Die folgende Arbeit unternimmt auf dem Wege einer Hitler-Biographie den Versuch, personale und strukturelle Elemente im Entwicklungsprozeß einer der wichtigsten Epochen der Menschheitsgeschichte zu verbinden. Während der Abfassung des Buches hat mich nach wie vor weniger der merkwürdige Charakter des Mannes interessiert, der zwischen 1933 und 1945 das Schicksal Deutschlands in seinen Händen hielt, als die Frage, wie Hitler möglich war: nicht nur, wie dieser für ein hohes Staatsamt anfänglich untaugliche Anwärter die Macht erlangte, sondern auch, wie er diese Macht ausdehnte, bis sie absolut wurde, bis Feldmarschälle bereit waren, die Befehle eines ehemaligen Gefreiten

zu befolgen, ohne Fragen zu stellen, bis hoch qualifizierte »Profis« und kluge Köpfe aus allen Milieus sich bereit fanden, unkritisch einem Autodidakten zu gehorchen, dessen einzige unumstrittene Begabung darin bestand, die niedrigen Empfindungen der Massen aufzupeitschen. Wenn eine befriedigende Antwort auf diese Frage nicht aus den gegebenen Charaktereigenschaften Hitlers hervorgeht, dann muß man sie vornehmlich in der deutschen Gesellschaft suchen – in den sozialen und politischen Motivationen, die Hitler möglich gemacht haben. Es ist das Ziel meiner Studie, diese Motivationen freizulegen und sie mit Hitlers persönlichem Beitrag zur Erringung und Ausdehnung der Macht, bis er das Schicksal von Millionen bestimmen konnte, in einer Darstellung zu verknüpfen.

Wenn ich ein Konzept nennen soll, das mir mehr als jedes andere geholfen hat, beim Schreiben den Gegensatz des biographischen und sozialgeschichtlichen Ansatzes aufzulösen, dann ist dies Max Webers Begriff der »charismatischen Herrschaft« – ein Begriff, der zur Erklärung dieser außergewöhnlichen Form politischer Herrschaft primär auf diejenigen blickt, die das »Charisma« wahrnehmen, das heißt, auf die Gesellschaft und nicht in erster Linie auf die Persönlichkeit als dem Gegenstand ihrer Verherrlichung.

So kühn das Vorhaben einer neuen Hitler-Biographie auch sein mag, die ungeheure Menge an erstklassigen Publikationen zu praktisch allen Gesichtspunkten des Dritten Reiches, seitdem Joachim Fest oder gar Alan Bullock ihre bedeutenden Arbeiten schrieben, hat mich sowohl noch mehr ermutigt als auch, wie einzuräumen ist, etwas entmutigt oder sogar bestürzt. Im Rückblick überrascht zum Beispiel, welche geringe Bedeutung der antijüdischen Politik und der Entstehung der »Endlösung« in diesen frühen Biographien beigemessen wurde. Die Schwierigkeiten, Hitlers eigene oft schattenhafte Rolle auf dem »gewundenen Weg nach Auschwitz« genau zu bestimmen, gehören natürlich zu den Gründen für dieses Defizit. Doch die wichtigen Fortschritte, welche die Forschung auf diesem Gebiet erzielt hat, machen es sowohl erforderlich als auch möglich, hier Abhilfe zu schaffen, also die Arbeit fortzusetzen, zu der kürzlich Marlis Steinerts Biographie einen ersten Beitrag lieferte.

Eine neue Biographie scheint nicht nur wegen des Ausmaßes an Sekundärliteratur geboten, sondern auch auf Grund der nunmehr verfügbaren Quellentexte zu Hitler. Die großartige vielbändige Ausgabe von Hitlers Reden und Schriften seit der Neugründung der Partei im Jahr

1925 bis zu seiner Ernennung zum Reichskanzler im Jahr 1933 erschließt der Wissenschaft einen wichtigen Quellenbestand. Dank ihr ist es heute möglich, im Verbund mit der ebenso exzellenten Edition von Hitlers Reden und Schriften bis 1924 für die gesamte Zeit, bevor er die Macht übernahm, die Entwicklung seiner Ideen, wie er sie öffentlich zum Ausdruck brachte, zu betrachten. Eine zweite unverzichtbare Quelle, die jetzt zum ersten Mal einer Hitler-Biographie vollständig zur Verfügung steht, sind die Tagebücher des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda, Joseph Goebbels, die auf Glasplatten (einer Frühform der Photokopie) im früher unzugänglichen Moskauer Staatsarchiv bewahrt wurden und erst vor kurzem ans Licht der Öffentlichkeit getreten sind. Trotz der Vorsicht, die die von Goebbels regelmäßig wiedergegebenen Bemerkungen Hitlers natürlich in einem Text gebieten, den der Propagandaminister, die spätere Veröffentlichung im Auge, zur Selbstverherrlichung schrieb und um sich einen Platz ganz oben im Pantheon der NS-Helden zu sichern, werden die Kommentare durch ihre Unmittelbarkeit und Dichte zu einer wichtigen Quelle, um Einsichten in Hitlers Denken und Handeln zu gewinnen.

Eine vermeintliche Quelle, die über Jahrzehnte als authentischer Wegweiser für Hitlers Gedanken und Pläne genutzt und allen voran von Bullock und von Fest ausgeschöpft wurde, ist auf der Strecke geblieben. Hermann Rauschnings »Gespräche mit Hitler«, ein Werk, dem man heute so wenig Authentizität zumißt, daß man es besser ganz außer acht läßt, habe ich an keiner Stelle zitiert. Auch andere Quellen, insbesondere Memoiren und sogar die »Monologe im Führerhauptquartier« der letzten Monate (die sogenannten »Bunkergespräche«), deren ursprünglicher deutscher Text nie ans Tageslicht kam, müssen mit entsprechender Vorsicht behandelt werden. Nimmt man Hitlers angeborene Heimlichtuerei, die Leere seiner persönlichen Beziehungen, seinen unbürokratischen Stil, die Extreme an Verherrlichung und Haß, die er auslöste, und die Apologien und Verzerrungen, welche die nach dem Krieg publizierten Memoiren und die geschwätzigten Anekdoten der Menschen seiner Entourage kennzeichnen, zusammen, sind die Quellen zur Rekonstruktion der Lebensgeschichte des deutschen Diktators trotz der erhaltenen Papierberge, die der Regierungsapparat des Dritten Reiches ausgestoßen hat, in vielfacher Hinsicht außerordentlich begrenzt und nicht mit den umfänglicheren archivalischen Hinterlassenschaften seiner Hauptgegner Churchill und Stalin zu vergleichen.

Hitler und der Nationalsozialismus sind für die deutsche Gesellschaft

und natürlich in ganz anderer Gestalt für die Millionen Opfer des Regimes ein fortdauerndes Trauma. Doch Hitlers Vermächtnis gilt uns allen. Teil dieses Erbes ist die fortgesetzte Verpflichtung, immer wieder neu zu fragen, wie Hitler möglich wurde. Nur über die Geschichte können wir für die Zukunft lernen. Und in dieser Hinsicht ist keine Phase der Geschichte von größerer Bedeutung als die Epoche, die Adolf Hitler beherrscht hat.

Ian Kershaw

Sheffield/Manchester im April 1998

Betrachtungen zu Hitler

»Charismatische Herrschaft ist lange Zeit vernachlässigt und lächerlich gemacht worden, hat aber offenbar weit zurückreichende Wurzeln und wird, wenn die geeigneten psychologischen und sozialen Bedingungen erst einmal vorhanden sind, zu einer machtvollen Antriebskraft. Die charismatische Macht des Führers ist kein bloßes Trugbild – niemand kann bezweifeln, daß Millionen an sie glauben.«

Franz Neumann 1942

War das 20. Jahrhundert das Zeitalter Hitlers? Sicherlich hat es kein zweiter stärker geprägt als Adolf Hitler. Andere Diktatoren – allen voran Mussolini, Stalin und Mao – waren an Eroberungskriegen und der Versklavung unterdrückter Völker beteiligt, trugen Verantwortung für Gewaltakte unvorstellbarer Unmenschlichkeit und haben dem Wesen des 20. Jahrhunderts ihren unauslöschlichen Stempel aufgedrückt. Doch ist keiner mit seiner Herrschaft weltweit so tief in das Gesamtbewußtsein der Menschen eingedrungen wie Adolf Hitler. In diesem »Zeitalter der Extreme«¹ hat es auch politische Führer gegeben, die die positiven Werte des Jahrhunderts symbolisieren, den Glauben an die Menschheit und die Hoffnung auf die Zukunft verkörpern. Im Register solcher Figuren stehen an erster Stelle die Namen von Franklin Delano Roosevelt, Winston Churchill, John F. Kennedy und aus jüngster Zeit Nelson Mandela. Doch Hitler hat tiefere Spuren in unserem Jahrhundert hinterlassen als jeder andere.

Die Diktatur Adolf Hitlers besitzt für das 20. Jahrhundert paradigmatische Bedeutung, mehr als die von Stalin oder Mao. Extrem und eindringlich spiegelt sie den »totalen« Anspruch des modernen Staates, eine bisher ungeahnte staatliche Repression und Gewaltanwendung, beispiellose Manipulation der Medien zur Kontrolle und Mobilisierung der Massen, einen unerhörten Zynismus in den internationalen Beziehungen, die Sprengkraft eines überhitzten Nationalismus, die ungeheure zerstörerische Energie der Ideologien »rassischer Überlegenheit« und die äußersten Konsequenzen des Rassismus, begleitet von der perversen Anwendung der modernen Technologie und »Sozialtechnik«. Vor allem war die Hitler-Diktatur ein warnendes Fanal, das noch immer hell leuchtet: Sie zeigt, wie eine moderne, fortschrittliche und kultivierte Gesellschaft so rasch in die Barbarei sinken kann, die in einem ideologischen Krieg, räuberischen Eroberungen von kaum vorstellbarer Brutalität und einem Völkermord gipfelte, wie sie die Welt noch nie zuvor gesehen hatte. Die Hitler-Diktatur führte zu einem Kollaps der

modernen Zivilisation – zu einer Form des nuklearen Super-GAU in der Gesellschaft. Sie hat gezeigt, wozu wir fähig sind.

Grundlegende Fragen sind bislang nicht geklärt. Was war an dieser katastrophalen Entwicklung spezifisch deutsch? Was war typische Zeitererscheinung? Was war Teil einer allgemeineren europäischen Krankheit? Waren die Geschehnisse ein Ergebnis und ein Merkmal der modernen Zivilisation? Besteht ihre Kraft untergründig fort, oder lebt sie gar am Ende des Jahrhunderts wieder auf?

Zwölf Jahre Hitler-Herrschaft haben Deutschland, Europa und die Welt dauerhaft verändert. Hitler ist einer der wenigen Menschen, über die man mit absoluter Sicherheit sagen kann, daß die Geschichte ohne sie anders verlaufen wäre.² Der Kalte Krieg, Hitlers unmittelbares Vermächtnis – ein durch die Mauer zweigeteiltes Deutschland, ein durch den Eisernen Vorhang gespaltenes Europa, eine zwischen verfeindeten Supermächten, deren Waffen den Planeten in die Luft sprengen konnten, aufgeteilte Welt – ging erst vor einem Jahrzehnt zu Ende. Das tieferreichende Erbe – das moralische Trauma, das er der Nachwelt hinterlassen hat – ist uns noch immer gegenwärtig.

Das Jahrhundert, das gewissermaßen mit seinem Namen überschrieben ist, war wesentlich durch Krieg und Völkermord bestimmt – Hitlers charakteristische Merkmale. Am Ende des Jahrhunderts gilt es daher, so sorgfältig wie möglich und auf der Grundlage aktueller Forschungsergebnisse erneut die Kräfte zu beurteilen, die Hitler möglich machten und die Barbarei prägten, für die sein Name als bleibendes Symbol und Menetekel steht. Was unter Hitler Wirklichkeit wurde, geschah – konnte tatsächlich nur geschehen – in der Gesellschaft eines modernen, kultivierten, technologisch fortschrittlichen und hoch bürokratisierten Landes. Wenige Jahre nachdem Hitler Regierungschef geworden war, steuerte dieses hochentwickelte Land im Herzen Europas auf einen bewaffneten Konflikt hin, der sich als apokalyptischer Völkermord herausstellte und Deutschland und Europa nicht nur durch einen Eisernen Vorhang zerschneidet und buchstäblich in Ruinen legte, sondern auch moralisch verwüstete. Dieser Prozeß ist nach wie vor erklärungsbedürftig. Die Kombination aus einer Führung, die sich einer ideologischen »Mission« der nationalen Wiedergeburt und »rassischen Reinigung« verschrieben hatte, und einer Gesellschaft, die genügend an ihren »Führer« glaubte, um in seinem Sinne ihm und den Zielen, für die er offenbar stand, entgegenzuarbeiten, und einer hochentwickelten Bürokratie, die imstande und überaus willens war, eine höchst inhumane

Politik zu planen und umzusetzen, liefert eine erste Erklärung. Wie und warum sich diese Gesellschaft von Hitler mitreißen ließ, bedarf trotz allem einer ausführlichen Untersuchung.

Es wäre bequem, wenn man auf der Suche nach Gründen für das deutsche und europäische Verhängnis nicht über die Person Adolf Hitlers hinausschauen würde, dessen unvorstellbar unmenschliche Vorstellungen acht Jahre, bevor er Reichskanzler wurde, veröffentlicht waren. Doch ungeachtet der primären moralischen Verantwortung Hitlers für das, was unter seinem autoritären Regime geschah, böte eine personalisierte Erklärung nur eine verkürzte Version der Wahrheit. Hitler kann als Musterbeispiel für einen Satz von Karl Marx dienen: »Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber (...) nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen.«³ Wie weit »vorgefundene, gegebene und überlieferte Umstände«, das heißt, überpersönliche Entwicklungen jenseits der Einflußmöglichkeiten des Individuums, so weitreichend sie auch waren, das Schicksal Deutschlands gestalteten; wieviel der Kontingenz, ja dem historischen Zufall anheimgestellt werden kann; was man den Handlungen und Motivationen der außergewöhnlichen Person zuschreibt, die Deutschland in jener Zeit beherrschte: All diese Fragen erfordern eine kritische Prüfung. Alle sind Teil der folgenden Untersuchung. Einfache Antworten verbieten sich von selbst.

Neben einer Biographie bieten sich andere Herangehensweisen an⁴, doch der biographische Ansatz besitzt – unabhängig von einigen Unwägbarkeiten – Erklärungskraft, wie der Text im folgenden zeigen will. Natürlich liegt eine mögliche Gefahr bei jedem biographischen Versuch in der für den Gegenstand nötigen Einfühlung, die leicht Mitgefühl, sogar versteckte Bewunderung werden kann. Auf den folgenden Seiten ist der Beweis anzutreten, daß dieses Risiko vermeidbar ist. Unter Umständen birgt sogar der umfassende Widerwille gegenüber dem Gegenstand mehr Gefahren für das Erkenntnisinteresse als die Möglichkeit des Mitgefühls.⁵

Jede Biographie ist natürlich mit dem Wagnis behaftet, komplexe historische Entwicklungen zu personalisieren, die Rolle des Individuums bei der Gestaltung und Bestimmung von Ereignissen zu überschätzen und den sozialen Kontext, in dem diese Geschehnisse stattfanden, zu ignorieren oder herunterzuspielen.⁶ Nicht in diese Falle zu gehen, war die entscheidende Herausforderung für die Arbeit an dem vorlie-

genden Buch und zugleich der Ausgangspunkt für eine neue biographisch akzentuierte Hitler-Deutung.

Es ist ein riskantes Unterfangen. Schließlich herrscht kein Mangel an – sehr oft hochklassiger – Literatur über Hitler und das Dritte Reich. Eine wichtige Arbeit, die vor anderthalb Jahrzehnten erschien, erfaßte über 1 500 Titel.⁷ Ein jüngerer Versuch, eine Bilanz der unterschiedlichen Interpretationsansätze zu ziehen, sprach von 120 000 Arbeiten über Hitler.⁸ Erstaunlicherweise gibt es nur eine Handvoll ausführlicher, ernstzunehmender wissenschaftlicher Biographien des NS-Führers.⁹

Seit Adolf Hitler in den zwanziger Jahren erstmals ins Rampenlicht trat, hat er viele verschiedene und variiierende Deutungen erfahren, die häufig in direktem Gegensatz zueinanderstehen. Zum Beispiel wurde er als »ein völlig prinzipienloser Opportunist« gesehen, dessen Herrschaft »bar jeder Idee« gewesen sei, »außer der einen – seine eigene und die Macht der Nation, mit der er sich identifizierte, immer weiter auszu dehnen«, dessen »Revolution« nur ein einziges Thema hatte, nämlich das »als Rassenlehre verkleidete von der Herrschaft«, und später aus nichts anderem bestand als »rachsüchtiger Zerstörungswut«.¹⁰ Im Gegensatz dazu hat man Hitler als einen Fanatiker porträtiert, der ein im voraus geplantes und determiniertes ideologisches Programm verfolgte.¹¹ Es gab Versuche, ihn als Inbegriff des politischen Schwindlers zu sehen, der das deutsche Volk hypnotisierte und verhexte, es in die Irre und die Katastrophe führte, oder ihn zu »dämonisieren«, das heißt, in eine mystische, unerklärliche Figur des deutschen Schicksals zu verwandeln. Albert Speer, zunächst Hitlers Architekt, dann Reichsminister für Bewaffnung und Munition, der dem Diktator im Dritten Reich lange Zeit näherstand als jeder andere, beschrieb ihn kurz nach Kriegsende als eine »dämonische Gestalt«, als »eines jener unerklärlichen geschichtlichen Phänomene, die nur in großen Abständen von der Menschheit hervorgebracht werden«. Hitlers »Person entschied das Schicksal der Nation«.¹² Eine derartige Sichtweise läuft Gefahr, die Geschehnisse in Deutschland zwischen 1933 und 1945 zu mystifizieren und die Ursache der deutschen und europäischen Katastrophe auf die willkürliche Laune einer dämonischen Persönlichkeit zu reduzieren, das Unheil wird ausschließlich mit den Handlungen eines außergewöhnlichen Individuums erklärt, und komplexe Vorgänge sind nur noch der Ausdruck von Hitlers Willen.

Ein konträrer Standpunkt, der nur so lange galt, wie er Teil einer Staatsideologie war, und daher in dem Moment verschwand, als der

sowjetische Block zusammenbrach, leugnete jeglichen wichtigen Einfluß der Persönlichkeit pauschal und wertete Hitler auf die Rolle eines Handlangers für den Kapitalismus ab, der wie eine Marionette den Interessen der Wirtschaft diene.¹³

Manche Darstellung hat überhaupt jede Schwierigkeit bei der Erklärung des Phänomens Hitler beiseite gewischt oder Probleme schlicht und einfach ausgeschlossen.¹⁴ Ein weiterer Ansatz bestand darin, die Person Hitler ins Lächerliche zu ziehen, denn wer ihn bloß als »Verrückten« oder »vollkommen Wahnsinnigen« beschreibt, umgeht die Notwendigkeit einer Erklärung – obwohl damit natürlich die Schlüsselfrage offenbleibt: Warum sollte eine Gesellschaft bereit sein, einem Menschen in den Abgrund zu folgen, der geistig gestört, ein »pathologischer« Fall war?¹⁵

Weit komplexere Deutungsansätze haben sich über die Frage gestritten, inwieweit Hitler tatsächlich der »Herr im Dritten Reich« war oder sogar als ein »in mancher Hinsicht (...) schwacher Diktator« beschrieben werden kann.¹⁶ Hat er wirklich die »totale«, uneingeschränkte und alleinige Macht ausgeübt?¹⁷ Oder beruhte sein Regime auf einer hydrähnlichen »Polykratie« von Machtstrukturen, als deren unverzichtbare und zugleich auf diese Rolle beschränkte Schaltzentrale Hitler fungierte, kraft seiner unbestreitbaren Popularität und des ihn umgebenden Kultes, wobei er der Propagandist blieb, der er immer gewesen war, der Gelegenheiten nutzte, sobald sie sich boten, ohne ein Programm, einen Plan oder eine Absicht zu haben?¹⁸

Die auseinandergelassenen Meinungen zu Hitler waren nie allein abseitigen, akademischen Debatten vorbehalten. Sie weisen über die Wissenschaft hinaus und haben weiterreichende Implikationen. Als Hitler wie ein Gegenbild zu Lenin und Stalin dargestellt wurde, ein Führer, dessen paranoische Angst vor dem bolschewistischen Terror, dem »Klassenmord«, ihn motivierte, den »Rassenmord« zu verüben, lagen die Implikationen auf der Hand. Hitler war böse, zweifellos, aber nicht so böse wie Stalin. Hitler war die Kopie, Stalin das Original. Die untergründige Ursache des nationalsozialistischen »Rassenmords« sei der sowjetische »Klassenmord« gewesen.¹⁹

Ähnlich weitreichende Folgen hatte es, als man sich einmal nicht auf die Verbrechen gegen die Menschlichkeit konzentrierte, für die Hitler die Verantwortung trägt, und sein Einwirken auf die Umgestaltung der deutschen Gesellschaft in den Blick nahm. Dieser Hitler interessierte sich für soziale Mobilität, bessere Wohnungen für die Arbeiter, die

Modernisierung der Industrie, die Einrichtung eines Wohlfahrtsstaates und dafür, mit den reaktionären Privilegien der Vergangenheit aufzuräumen, insgesamt also für eine bessere, zeitgemäßere, weniger von Klassegegensätzen beherrschte deutsche Gesellschaft, wie brutal die Methoden auch sein mochten. Dieser Hitler war trotz seiner Dämonisierung der Juden und seines Vabanquespiels um die Weltmacht »ein Politiker, dessen Denken und Handeln wesentlich rationaler war, als bislang angenommen«. ²⁰ Aus dieser Perspektive konnte man Hitler als böse ansehen – zugleich hatte er für die deutsche Gesellschaft Gutes im Sinn oder zumindest Absichten, die in einem positiven Licht gesehen werden konnten. ²¹

Solche Revisionen waren nicht als Apologien gedacht. Der Vergleich der Verbrechen des Nationalsozialismus mit denen des Stalinismus gegen die Menschlichkeit zielte, wie verzerrt der Ansatz auch war, darauf, die furchtbare Grausamkeit des ideologischen Konflikts im Europa der Zwischenkriegszeit und die motivierenden Kräfte hinter dem deutschen Völkermord zu erhellen. Die Schilderung von Hitler als einem Sozialrevolutionär versuchte auf vielleicht etwas irrige Weise zu erklären, warum er während einer Gesellschaftskrise in Deutschland ein so breites Echo gefunden hatte. Dennoch ist leicht zu erkennen, daß beide Ansätze, wie unbewußt auch immer, einer möglichen Rehabilitation Hitlers den Weg bahnen, bei der er allmählich trotz der mit seinem Namen verbundenen Verbrechen gegen die Menschlichkeit als der »große Führer« des 20. Jahrhunderts gelten würde, einer der, wenn er vor dem Zweiten Weltkrieg gestorben wäre, einen Platz im Pantheon der deutschen Geschichte einnähme. ²²

Die Frage nach »geschichtlicher Größe« stellte sich stets implizit in der konventionellen biographischen Literatur – das ist besonders eine deutsche Tradition. ²³ Eine Figur wie Hitler, dessen persönliche Eigenschaften – im Unterschied zu seiner politischen Aura und Wirkung – kaum vorbildlich, erhebend oder bereichernd waren, stellte eine derartige Tradition natürlich vor Probleme. ²⁴ Einen Ausweg bot die Andeutung, daß Hitler eine Art »negativer Größe« besitze; zwar fehlten ihm die charakterlichen Vorzüge und andere Eigenschaften, die gemeinhin zur »Größe« historischer Gestalten beitragen, aber seine Wirkung auf die Geschichte sei unstrittig, wenn auch von katastrophalen Ausmaßen gewesen. ²⁵ Die »negative Größe« kann auch tragische Züge tragen – ungeheure Bemühungen und erstaunliche Leistungen wurden zunichte gemacht und die nationale Größe in eine nationale Katastrophe verwandelt.

Es erscheint besser, die Frage der »Größe« ganz zu meiden (außer wenn man verstehen will, warum so viele Zeitgenossen die »Größe« in Hitler erkannten). Sie führt uns auf eine falsche Fährte, da sie mißverständlich, sinnlos, unwichtig und potentiell apologetisch ist. Sie ist mißverständlich, weil sie wie alle Theorien von »großen Männern« gar nicht anders kann, als den historischen Prozeß auf extreme Weise aus der Perspektive einer Person zu betrachten. Sie ist sinnlos, weil die ganze Vorstellung von »geschichtlicher Größe« in letzter Konsequenz keinen Nutzen bringt, denn da sie auf einem subjektiven Geflecht moralischer und sogar ästhetischer Urteile beruht, ist sie eine philosophisch-ethische Kategorie, die nicht weiterführt. Sie ist unwichtig, denn die Antwort würde, unabhängig davon, ob wir die Frage nach Hitlers vermeintlicher »Größe« bejahen oder verneinen, die furchtbare Geschichte des Dritten Reiches keineswegs erklären. Und sie ist potentiell apologetisch, weil allein die Fragestellung eine gewisse widerwillige Bewunderung für Hitler – welche Fehler er auch gemacht hat – offenbart und weil die Suche nach »Größe« bei Hitler fast automatisch mit sich bringt, daß man die Wirkung von denjenigen, die seine Herrschaft unmittelbar förderten, jene Kräfte, die sie stützten, und das deutsche Volk selbst, das der Diktatur so großen Rückhalt gab, zu bloßen Statisten des »großen Mannes« macht.

Statt mit dem Problem der »geschichtlichen Größe« sollten wir uns mit einer anderen, weit wichtigeren Frage befassen. Wie erklären wir, daß ein Mensch mit so geringen geistigen Gaben und sozialen Fähigkeiten, der außerhalb seines politischen Lebens wenig mehr als ein herrenlos auf den Wellen treibendes Boot war, unnahbar und undurchdringlich selbst für seine unmittelbare Umgebung, der offenbar zu echter Freundschaft nicht fähig war und ohne den Hintergrund aufwuchs, der einen zu hohen Ämtern befähigt, und sogar ohne jede Regierungserfahrung das Amt des Reichskanzlers antrat, wie konnte ein solcher Mann eine so gewaltige historische Wirkung entfalten, daß die ganze Welt den Atem anhielt?

Vielleicht ist die Frage zumindest teilweise falsch gestellt. Denn erstens war Hitler sicherlich ein Mann mit Scharfsinn, der sich auf sein ungeheuer gutes Gedächtnis verlassen konnte. Mit seiner raschen Auffassungsgabe gelang es ihm nicht nur, seine Entourage zu beeindrucken, was man erwarten würde, sondern auch kühle, kritische und erfahrene Staatsmänner und Diplomaten. Die rhetorische Begabung fand natürlich auch die Anerkennung seiner politischen Gegner. Schließlich ist er

bestimmt nicht der einzige unter den Staatsoberhäuptern im 20. Jahrhundert, der nach außen sichtbare Charakterschwächen und niedriges geistiges Niveau mit bemerkenswertem politischen Geschick und entsprechender Wirksamkeit kombinierte. Es gilt auch die Falle zu vermeiden, in welche die meisten seiner Zeitgenossen gingen, die Hitlers Fähigkeiten sträflich unterschätzten.

Überdies sind neben Hitler auch andere Männer nach bescheidenen Anfängen in hohe Ämter gelangt. Napoleon war der erste, dem dies in der Neuzeit gelang, wobei er über die Schlüsselinstitution der Armee aufstieg (in der es Hitler nie weiter als bis zum Gefreiten brachte) und als militärischer Befehlshaber ungewöhnliches Können und ebensolche Leistungen zeigte. Der spätere französische Konsul und Kaiser war geistig erheblich begabter und im persönlichen Umgang viel flexibler als Hitler. Im 20. Jahrhundert haben sich die Möglichkeiten erweitert, als Mitglied einer Gruppe, die nicht zur sozialen und politischen Elite gehört, an die Spitze der staatlichen Macht vorzudringen. Dessen ungeachtet sind solche Aufstiege immer noch selten, sie kommen eher in Zeiten politischer Unruhe bei Führern revolutionärer Bewegungen (wie bei Stalin, Mao oder Castro) vor als in stabilen Demokratien.

Wenn Hitlers Aufstieg aus völliger Namenlosigkeit auch nicht ganz einzigartig ist, bleibt das Problem, das er uns stellt, bestehen. Ein Grund, warum Hitler sich als »ein Rätsel innerhalb eines Mysteriums« entpuppte, »das wiederum in einem Enigma steckt«, um in den Worten Winston Churchills zu sprechen, der sie in einem anderen Kontext gebrauchte, ist die Substanzlosigkeit der Privatperson des Diktators. Er war, wie häufig gesagt wurde, fast schon eine »Unperson«.²⁶ In diesem Urteil schwingt vielleicht Herablassung mit, eine Bereitschaft, auf den vulgären, ungebildeten Emporkömmling herabzuschauen, dem eine abgerundete Persönlichkeit fehlte, den Außenseiter, der über alles und jedes unter der Sonne unreflektierte Meinungen von sich gab, den unkultivierten selbsternannten Kulturrichter. Zum Teil beruht dieses schwarze Loch des Privatmanns Hitler auf seiner Verschwiegenheit – nicht zuletzt in bezug auf sein persönliches Leben, seine Herkunft und seine Familie. Die Heimlichtuerei und die Distanz gehörten zu seinen Charaktereigenschaften und trafen gleichermaßen auf sein politisches Verhalten zu; sie waren auch politisch bedeutsam, als Komponenten der Aura von der »heroischen« Führung, deren Aufbau er bewußt förderte, um das seine Person umgebende Mysterium zu verstärken. Nach Abzug aller Vorbehalte bleibt die Tatsache, daß Hitlers Leben außerhalb der

Politik weitgehend ereignislos war. Napoleon, Bismarck, Churchill, Kennedy: Alle waren auch Menschen außerhalb ihrer politischen Existenz. Plutarchs Bemerkung, das Glück stellt, »wenn es einen gemeinen Charakter durch glänzende und ausgezeichnete Taten erhebt, denselben nur noch mehr hervor und gibt ihn, wenn er wankt, und aus Mangel an Schwere strauchelt, der Schande preis«, ist auf Stalin angewandt worden.²⁷ Es ist verlockend, im Falle Hitlers noch einmal an sie zu erinnern.

Die Biographie einer »Unperson«, der eine persönliche Existenz oder Geschichte außerhalb der politischen Ereignisse, an denen sie beteiligt ist, fast völlig fehlt, stößt natürlich an ihre Grenzen. Doch die Nachteile existieren nur so lange, wie man annimmt, das Privatleben sei entscheidend für das öffentliche Leben. Eine derartige Annahme wäre ein Fehler. Für Hitler gab es kein »Privatleben«. Natürlich konnte er seine Filme, den täglichen Spaziergang zum Teehaus am »Berghof«, seine Zeit im alpinen Idyll weit weg von den Berliner Ministerien genießen. Doch das waren leere Rituale. Für ihn gab es keinen Rückzug in eine Sphäre außerhalb der Politik, eine tiefere Existenz, die seine öffentliche reflexartig bedingt hätte. Nicht, daß sein »Privatleben« Teil seines öffentlichen Gesichts wurde; im Gegenteil: Es blieb so geheim, daß das deutsche Volk erst von Eva Brauns Existenz erfuhr, als das Dritte Reich schon in Trümmern lag. Eher hat Hitler die öffentliche Sphäre »privatisiert«.²⁸ »Privat« und »öffentlich« verschmolzen zu einer unzertrennlichen Einheit. Hitlers ganzes Wesen ging in der Rolle auf, die er perfekt spielte: die Rolle des »Führers«.

Die Aufgabe des Biographen wird nun deutlicher. Sie besteht nicht in der Konzentration auf Hitlers Persönlichkeit, sondern in der Fokussierung auf das Wesen seiner Macht – der Macht des Führers.

Diese Macht leitete sich nur teilweise von Hitler selbst ab. In größerem Maße war sie ein Produkt der Gesellschaft – ein Ergebnis der gesellschaftlichen Erwartungen und Motivationen, die Hitlers Anhänger auf ihn übertrugen. Das heißt nicht, daß Hitlers eigene Handlungen im Kontext seiner sich erweiternden Macht nicht in Schlüsselmomenten von höchster Wichtigkeit waren. Doch die Wirkung seiner Macht darf weitgehend nicht in bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen, sondern muß in seiner Rolle als »Führer« gesehen werden – eine Rolle, die nur möglich wurde durch andere, die Hitler unterschätzten, Fehler begingen, Schwächen hatten und mit ihm kollaborierten. Zur Erklärung dieser Macht müssen wir daher in erster Linie auf die anderen und nicht auf Hitler selbst schauen.

Hitlers Macht war von außergewöhnlichem Zuschnitt. Außer in einem höchst formalen Sinne stützte er seinen Machtanspruch nicht auf die Stellung als Parteiführer oder eine andere Funktion, vielmehr leitete er ihn aus dem ab, was er als seine historische »Mission« zur »Rettung« Deutschlands ansah. Hitlers Macht war, anders ausgedrückt, charismatischer, nicht institutioneller Natur. Sie hing von der Bereitschaft der anderen ab, in ihm »heroische« Fähigkeiten zu erkennen.²⁹ Und sie erkannten diese Fähigkeiten – vielleicht sogar, bevor er selbst an sie zu glauben begann.

Einer der brilliantesten zeitgenössischen Analytiker des NS-Phänomens, Franz Neumann, notierte 1942: »Charismatische Herrschaft ist lange Zeit vernachlässigt und lächerlich gemacht worden, hat aber offenbar weit zurückreichende Wurzeln und wird, wenn die geeigneten psychologischen und sozialen Bedingungen erst einmal vorhanden sind, zu einer machtvollen Antriebskraft. Die charismatische Macht des Führers ist kein bloßes Trugbild – niemand kann bezweifeln, daß Millionen an sie glauben.«³⁰

Man sollte Hitlers eigenen Beitrag zur Erweiterung dieser Macht und der daraus resultierenden Konsequenzen nicht unterschätzen. Eine kurze kontrafaktische Betrachtung mag dies unterstreichen. Gesetzt den Fall, wir fragen, ob ein terroristischer Polizeistaat, wie er unter Hitler und der SS entstand, ohne Hitler als Staatsoberhaupt errichtet worden wäre. Hätte Deutschland unter einem anderen, sagen wir ruhig, einem autoritären, Führer Ende der dreißiger Jahre einen allgemeinen europäischen Krieg angezettelt? Und hätte die staatliche Diskriminierung gegen die Juden (die mit ziemlicher Sicherheit stattgefunden hätte) unter einem anderen Staatsoberhaupt in einen totalen Völkermord gemündet? Gewiß kann die Antwort auf jede dieser Fragen nur »nein« lauten oder mindestens »sehr unwahrscheinlich«. Wie die äußeren Umstände und überpersönlichen Faktoren auch gewesen wären, Hitler war nicht austauschbar.

Die in hohem Maße personalisierte Macht, die Hitler ausübte, machte sogar auf kluge und intelligente Menschen – Kirchenmänner, Intellektuelle, ausländische Diplomaten, hochrangige Besucher – großen Eindruck. Die meisten hätten sich nicht von den gleichen Gedanken fesseln lassen, die er vor einer heiseren Menschenmenge in einem Münchner Bierkeller zum Ausdruck brachte. Doch mit der Autorität des Reichskanzlers im Rücken, unterstützt von den bewundernden Massen, umgeben von den Insignien der Macht, eingehüllt in die Aura von der

»großen Führerschaft«, nach außen getragen von der Propaganda, überraschte es kaum, daß, neben den völlig Naiven und Leichtgläubigen auch andere ihn beeindruckend fanden. Seine Macht war der Grund, warum die Untergebenen – niedere NS-Führer, sein persönliches Gefolge, Parteileiter aus der Provinz – sklavisch an seinen Lippen hingen, bevor sie, als diese Macht im April 1945 am Ende war, wie die sprichwörtlichen Ratten das sinkende Schiff verließen. Die Mystik der Macht erklärt sicher auch, warum so viele Frauen (besonders diejenigen, die viel jünger waren als er) Hitler, dessen Person uns als das Gegenteil erotischer Ausstrahlung erscheint, von ihm angezogen wurden und warum einige seinetwegen Selbstmordversuche unternahmen.

Eine Geschichte Hitlers muß daher eine Geschichte seiner Macht sein – wie er sie errang, welcher Art sie war, wie er sie ausübte, warum er sie erweitern konnte, bis sie alle institutionellen Schranken sprengte, warum der Widerstand gegen diese Macht so schwach war. Doch diese Fragen richten sich an die deutsche Gesellschaft, nicht nur an Hitler.

Es ist nicht nötig, den Beitrag des Charakters zur Erringung und Ausübung der Macht herunterzuspielen. Zielstrebigkeit, Inflexibilität, Rücksichtslosigkeit, wenn es darum ging, Hindernisse aus dem Weg zu räumen, zynisches Geschick, der »Alles-oder-Nichts«-Instinkt des Spielers für das höchste Risiko: Jedes dieser Merkmale formte das Wesen seiner Macht, und in dem übergreifenden Element von Hitlers innerem Drang, seiner grenzenlosen Egomane, kamen sie dann zusammen. Die Macht war Hitlers Elixier. Für einen so narzißtischen Menschen wie ihn bot sie ihm einen Sinn nach der ziellosen Jugend, einen Ausgleich für all die tiefempfundenen Rückschläge der ersten Lebenshälfte – die Ablehnung als Künstler, der soziale Bankrott, der ihn ins Wiener Obdachlosenasyl führte, der Zusammenbruch seiner Welt durch Niederlage und Revolution im Jahr 1918. Die Macht zehrte ihn auf. Wie es ein Beobachter schon 1940, noch vor dem Triumph über Frankreich, scharfsinnig ausdrückte: »Hitler ist der potentielle Selbstmörder par excellence. Er hat keine Bindungen außer an sein Ego (...). Er ist in der privilegierten Position eines Mannes, der nichts liebt außer sich selbst. (...) Also kann er alles wagen, um seine Macht zu erhalten oder zu vergrößern, (...) die allein zwischen ihm und dem raschen Tod liegt.«³¹

Die Sucht nach persönlicher Macht von solchen Ausmaßen schloß auch ein unersättliches Verlangen nach territorialen Eroberungen ein, das – mit wenig Aussicht auf Erfolg – zu einem schrankenlosen Spiel um das Machtmonopol auf dem europäischen Festland und später in der

Welt wurde. Das unbeirrte Streben nach immer größerer Machtfülle duldeten keinen Rückschritt, keine Beschränkung, keine Grenzen. Ferner war es davon abhängig, daß er weiterhin die sogenannten »großen Erfolge« feierte. Da es dem fortschreitenden Größenwahnsinn Hitlers an jeglicher Grenze fehlte, enthielt er unweigerlich zerstörerische Elemente, die das Ende des Regimes ankündigten. In Hitlers Selbstmord-Neigungen fand dies seine Entsprechung.

Obwohl die Macht für Hitler die verzehrende Leidenschaft war, blieb sie kein Selbstzweck. Hitler war nicht nur ein Propagandist, Manipulator, Mobilisierer. Er war alles in einer Person. Doch er war auch Ideologe und vertrat unerschütterliche Überzeugungen – er war der radikalste unter den Radikalen als Exponent einer, so abstoßend dies für uns auch ist, in sich geschlossenen »Weltanschauung«³², die ihre Stoßkraft und Stärke aus der Kombination weniger grundlegender Ideen bezog, die er in die Vorstellung von der Menschheitsgeschichte als der »Geschichte von Rassenkämpfen« integrierte. Seine Weltanschauung bot Hitler eine abgerundete Erklärung für die Übel in Deutschland und der Welt und eine Lösung, wie er Abhilfe schaffen könne. An der Weltanschauung hielt er von den frühen zwanziger Jahren bis zum Tod im Bunker unbeirrbar fest. Sie lief auf eine utopische Vision von der nationalen »Erlösung« hinaus, nicht auf ein Programm mittelfristig anzustrebender politischer Ziele. Aber die Weltanschauung nahm nicht nur alle unterschiedlichen Stränge der nationalsozialistischen Idee in sich auf; verbunden mit Hitlers rhetorischen Fähigkeiten führte sie rasch dazu, daß er in bezug auf die Parteidoktrin praktisch unangreifbar wurde.

Hitlers ideologische Ziele, seine Handlungen und sein persönlicher Beitrag zur Gestaltung der Ereignisse müssen also sehr genau betrachtet werden. Doch sie erklären weitaus nicht alles. Wir müssen die Diktatur ebenso wie den Diktator untersuchen³³; denn jenseits der Herrschaftsstrukturen verliehen die sozialen Impulse, die die Diktatur stützten, ihr die entsprechende Dynamik und sicherten den Grundkonsens. Was Hitler nicht selbst getan, nicht veranlaßt hat, was dennoch durch die Initiativen anderer in Gang kam, ist genauso wichtig wie die Handlungen des Diktators, will man die verhängnisvolle »kumulative Radikalisierung« des Regimes verstehen.³⁴

Eine neue Hitler-Biographie erfordert also auch einen neuen Ansatz, der versucht, die Handlungen des Diktators in den Rahmen der politischen Strukturen und sozialen Kräfte zu integrieren, die den Erwerb und die Ausübung seiner Macht sowie deren außergewöhnliche Wir-

kung bedingten. Ein Ansatz, der mehr auf die Erwartungen und Motivationen der deutschen Gesellschaft schaut als auf Hitlers Persönlichkeit, um die ungeheure Wirkung des Diktators zu erklären, bietet die Möglichkeit, die Ausweitung seiner Macht durch die innere Dynamik des Regimes und die Kräfte, die er freigesetzt hat, zu erforschen. Diesen Blick auf Hitler umschreibt die Maxime, die ein Staatssekretär im Reichsernährungsministerium 1934 formulierte, und sie liefert damit ein Leitmotiv für die Biographie insgesamt und zugleich den Titel des dreizehnten Kapitels: Es sei die Pflicht jeder Person im Dritten Reich, »zu versuchen, im Sinne des Führers ihm entgegenzuarbeiten«, ohne auf Anweisung von oben zu warten.³⁵ In die Tat umgesetzt, war diese Maxime eine der Antriebskräfte des Dritten Reiches, denn sie konnte Hitlers nur lose geknüpftes Netz ideologischer Zielsetzungen in Initiativen überführen, die auf die Erfüllung der visionären Ziele des Diktators hinarbeiteten. Natürlich war Hitlers Autorität der ausschlaggebende Faktor. Doch die Initiativen, die er guthieß, gingen viel häufiger von anderen aus.

Hitler war kein Tyrann, der Deutschland aufgezwungen wurde. Obwohl er bei freien Wahlen nie die absolute Mehrheit der Stimmen errang, war er genauso legal wie seine Vorgänger zum Reichskanzler ernannt worden und wurde zwischen 1933 und 1940 zum unbestritten beliebtesten Staatsoberhaupt auf der Welt. Wer das verstehen will, muß offenbar unversöhnliche Gegensätze miteinander versöhnen: die personalisierte biographische Methode und die ihr entgegengesetzten Verfahren zum Studium der Gesellschaftsgeschichte und der Strukturen der politischen Herrschaft.³⁶ Hitlers Wirkung ist nur zu erfassen durch die Epoche, die ihn schuf und die von ihm zerstört wurde. Eine überzeugende Hitler-Studie muß unter diesem Aspekt gleichzeitig auch eine Geschichte des Nationalsozialismus sein.³⁷ Obwohl man dieses Ziel natürlich nicht nur mit Hilfe einer Biographie erreichen kann – das heißt, falls es überhaupt erreichbar ist –, spricht einiges dafür, sich auf die Figur Hitlers zu konzentrieren – die Person, die unbestreitbar die zentrale, oft entscheidende Rolle beim »Amoklauf« des Dritten Reiches gespielt hat.³⁸

Wer versucht, zu einem umfassenden Verständnis des NS-Phänomens zu gelangen, ohne dem »Hitler-Faktor« gerecht zu werden, hat keinerlei Aussicht auf Erfolg.³⁹ Solche Deutung muß nicht nur Hitlers ideologische Ziele, seine Handlungen und seinen persönlichen Beitrag zur Gestaltung der Ereignisse berücksichtigen, sondern diese zugleich im

Rahmen der gesellschaftlichen Kräfte und politischen Strukturen betrachten, die das Wachstum eines zunehmend von personalisierter, absoluter Macht abhängigen Systems gestatteten, gestalteten und förderten, und alles im Kontext der katastrophalen Konsequenzen darstellen.

Der Angriff der Nationalsozialisten auf die Wurzeln der Zivilisation hat das 20. Jahrhundert entscheidend geprägt. Hitler war das Epizentrum dieses Angriffs. Doch er war dessen wichtigster Exponent, nicht seine primäre Ursache.

ERSTES KAPITEL

Phantasien und Fehlschläge

»Als ihn der Herr Postmeister eines Tages frug was er eigentlich einmal werden wolle und ob er nicht zur Post kommen möchte, erwiderte er, daß es seine Absicht sei einmal ein großer Künstler zu werden.«

Eine Nachbarin der Familie Hitler in Urfahr

»Ich war vom Erfolg so überzeugt, daß die mir verkündete Ablehnung mich wie ein jäher Schlag aus heiterem Himmel traf.«

Hitler in »Mein Kampf« über die fehlgeschlagene Aufnahmeprüfung an der Akademie für Bildende Künste in Wien

I

Der erste von zahlreichen Glücksfällen, die das Leben Adolf Hitlers bestimmten, ereignete sich bereits 13 Jahre vor seiner Geburt. 1876 ließ der Mann, der sein Vater wurde, eine Namensänderung vornehmen und hieß fortan nicht mehr Alois Schicklgruber, sondern Alois Hitler. Durchaus glaubhaft wirkt Adolf Hitlers Aussage, keine der Handlungen des Vaters habe ihm so sehr gefallen wie die Aufgabe des derb bäuerlichen Namens Schicklgruber.¹ »Heil Schicklgruber« wäre als Gruß für einen »Nationalhelden« kaum denkbar gewesen.

Seit Generationen lebten die Schicklgrubers als Kleinbauern im Waldviertel am nordwestlichsten Zipfel Niederösterreichs. Die Bewohner der malerischen, doch armen, hügeligen und bewaldeten Gegend an der Grenze zu Böhmen genossen den Ruf mürrischer, nüchterner und abweisender Zeitgenossen.² Hitlers Vater Alois wurde am 7. Juni 1837 als nichtehelicher Sohn der Maria Anna Schicklgruber in Strones geboren. Seine Mutter war 42 Jahre alt und Tochter des Johann Schicklgruber, eines armen Kleinbauern. Am gleichen Tag empfing Hitlers Vater im nahe gelegenen Döllersheim die Taufe auf den Namen Aloys Schicklgruber. Im Taufbuch blieb die Spalte für den Vater leer.³ Der Name von Hitlers Großvater väterlicherseits wurde nicht enthüllt und ist trotz vielfältiger Spekulationen bis heute unbekannt.

Fünf Jahre später heiratete Hitlers Großmutter Johann Georg Hiedler, einen 50jährigen Müllergesellen aus dem etwa 25 Kilometer entfernten Spital. Nach Jahren zielloser und unsteter Lebensführung hatte Hiedler einige Zeit mit Maria Anna und deren Vater in Strones unter einem Dach gewohnt.⁴ Die Ehe währte fünf Jahre. Maria Anna starb 1847, und ein Jahrzehnt später setzte ein Schlaganfall Hiedlers wackliger Existenz ein Ende.

Vermutlich wohnte Alois seit längerem, nicht erst seit dem Tod der Mutter, im Hause von Johann Georgs Bruder, dem 15 Jahre jüngeren Johann Nepomuk Hiedler, der in Spital einen mittelgroßen Hof bewirtschaftete.⁵ Die Gründe, warum Nepomuk den jungen Alois so gut wie

adoptierte, liegen im dunkeln. Allem Anschein nach bot er dem Jungen ein bescheidenes, aber gutes Zuhause. Nach dem Besuch der Volksschule ging Alois im Ort bei einem Schuhmacher in die Lehre, und bereits als 13jähriger machte er sich wie viele Landjungen nach Wien auf, um dort die Ausbildung im Lederhandwerk fortzusetzen.

Hitlers Vater war der erste Aufsteiger der Familie. Im Alter von knapp 19 Jahren hatte Alois 1855 eine bescheidene Stufe in der Hierarchie der österreichischen Finanzwache erklommen.⁶ Für einen jungen Mann seiner Herkunft und mit so beschränktem Bildungsgrad war der berufliche Werdegang in den folgenden Jahren beeindruckend. Nach Abschluß der Ausbildung und der notwendigen Examina übernahm er 1861 eine leitende Funktion auf unterer Ebene, wurde 1864 provisorischer Amtsassistent in der Zollbehörde und 1870 Nebenzolleinnehmer, bevor er im folgenden Jahr in Braunau am Inn als Kontrollassistent zum Einsatz kam und ab 1875 als Zollamtsoffizial tätig war.⁷

Ein Jahr später ließ er die Namensänderung vornehmen. Sie erfolgte keineswegs, weil Alois Schicklgruber als uneheliches Kind unter einem sozialen Stigma gelitten hatte. Zwar geißelte die katholische Kirche außereheliche Geburten, aber in der österreichischen Landbevölkerung waren sie nicht unüblich.⁸ Alois unternahm nie den Versuch, die eigene Illegitimität zu verbergen, nicht einmal nach 1876. Es bleibt unklar, ob der Impuls für die Namensänderung von ihm selbst ausging oder vom Onkel (und de facto Stiefvater) Nepomuk, der keine männlichen Erben besaß und ein Vermächtnis an Alois offenbar von der Annahme des eigenen Namens abhängig gemacht hatte.⁹ Das vom Notar der Stadt Weitra am 6. Juni 1876 ausgestellte Legalisierungsprotokoll trägt die Unterschrift von drei Zeugen, die Alois als Sohn des Georg »Hitler« bestätigen – der Name taucht hier bereits in dieser Form auf, nicht als »Hiedler«.¹⁰ Am nächsten Tag, 39 Jahre nach Alois' Geburt, war die Legitimierung abgeschlossen, als der Gemeindepfarrer von Döllersheim das Taufbuch änderte, den Namen »Schicklgruber« strich, »unehelich« durch »ehelich« ersetzte und in die bisher leere Spalte für den Namen des Vaters »Georg Hitler« eintrug.¹¹ Dies war der Johann Georg Hiedler, der Alois' Mutter schon 1842 geheiratet hatte und 1857 verstorben war. Er habe die Vaterschaft anerkannt, bekundeten die drei Zeugen der Legitimierungszeremonie wie auch Alois selbst.¹² Schließlich vermerkt der Eintrag des Priesters die Aussage der Zeugen, Alois' Vater habe um den Eintrag seines Namens ins Taufbuch gebeten.¹³

Die Namensänderung – seinerzeit als Ereignis lediglich für die Ge-

schichte einer Bauernfamilie in der österreichischen Provinz von Bedeutung – hat allein deshalb unablässig Spekulationen ausgelöst, weil der Vorgang selbst und die Identität von Adolf Hitlers Großvater unentwirrbar ineinandergreifen. Nur drei mögliche Erklärungen sind in Betracht zu ziehen. Die beiden ersten laufen lediglich auf die Frage hinaus, ob es in der Familie Hiedler einen kleineren, verborgenen Skandal gegeben hat. Die dritte Möglichkeit, die historisch einige Bedeutung erlangt hätte, kann angesichts der Beweislage außer acht gelassen werden.

Der ersten Möglichkeit zufolge war Alois' Vater tatsächlich die im ergänzten Taufbuch genannte Person, die im »Dritten Reich« offiziell als Hitlers Großvater galt: Johann Georg Hiedler. Wenn er wirklich der Vater war, warum hat Hiedler zu Lebzeiten, selbst während seiner Ehe, nie versucht, die Geburt des Sohnes zu legitimieren? Armut ist vermutlich keine befriedigende Begründung. Nach der Hochzeit ging das Gerücht, Johann Georg und Maria Anna seien so arm gewesen, daß sie in einem Futtertrog fürs Vieh nächtigen mußten, gleichwohl herrscht Übereinstimmung, so verarmt wie vermutet war Maria Anna nicht.¹⁴ Sollte dies zutreffen, wird die sonst angeführte Begründung hinfällig, die »Adoption« Alois' durch Nepomuk sei ein Akt der Humanität gewesen, der den Neffen aus der bitteren Armut der Eltern rettete. Warum war Maria Anna, die den Namen des Vaters bei der Taufe zweifellos nicht preisgab, bereit, getrennt von ihrem einzigen Sohn zu leben? Warum wurde Alois Schicklgruber nicht vom vermeintlichen Vater, sondern im Heim des Vaterbruders aufgezogen? Und warum hat man die Legitimierung – die unter nicht ganz einwandfreien Bedingungen erfolgte, denn in Abwesenheit des Vaters gibt es keine rechtliche Anerkennung der Vaterschaft – bis 1876 aufgeschoben und vielleicht auch als kleine Farce gestaltet, die Alois, Nepomuk und die drei Zeugen, alles enge Freunde oder gar Verwandte Nepomuks, zur Täuschung von Notar und Gemeindepfarrer in Szene gesetzt hatten?¹⁵ Aller Wahrscheinlichkeit nach war eine Erbschaft Nepomuks an Alois im Spiel. Aber warum hätte das die Namensänderung erfordert? Die Überlegung, Nepomuk, der keine männlichen Nachkommen hatte, hätte in dem mit einer 50jährigen Frau verheirateten Ziehsohn Alois die Sicherheit für den Fortbestand des Familiennamens gesehen, ist fragwürdig und zumindest keine hinreichende Erklärung.

Die Antworten auf die Fragen haben sich im Lauf der Zeit verflüchtigt, auch sonst wären sie historisch fast bedeutungslos. Bleibt die Va-

terschaft Johann Georgs in Frage gestellt, wer hätte der Vater sein können? Der andere Kandidat ist Nepomuk selbst. Er hat Alois »adoptiert«, für ihn gesorgt und ihn aufgezogen. Vielleicht war er auch die treibende Kraft hinter der Namensänderung – drei Jahre nach dem Tod seiner Frau Eva Maria. In Verbindung mit der Namensänderung scheint er Alois als Erben eingesetzt zu haben. Nach Nepomuks Tod im Jahre 1888 erfuhren die erwartungsvollen Hinterbliebenen zu ihrer Überraschung, es gebe nichts zu erben. Zur gleichen Zeit erwarb Alois Hitler, der bis dahin nie über beträchtliche Geldsummen verfügt hatte, für einen Preis zwischen 4000 und 5000 Gulden unweit von Spital ein stattliches Haus einschließlich des umliegenden Grundbesitzes.¹⁶ Die Schlußfolgerung lautet, Nepomuk und nicht Johann Georg war Alois' tatsächlicher Vater; Johann Georg hat Alois, den Sohn des Bruders, während der Ehe mit Maria Anna abgelehnt, der Familienskandal drang nicht an die Öffentlichkeit, und die Namensänderung mußte unterbleiben, solange Nepomuks Frau lebte.¹⁷

Einen Beweis gibt es dafür nicht, selbst nach dem Tod seiner Frau war Nepomuk, wenn er der Vater war, bestrebt, die Tatsache geheimzuhalten. Einige Bedeutung hat man in Adolf Hitlers Kommentar zu Beginn von »Mein Kampf« gelegt, sein Vater sei »Sohn eines armen, kleinen Häuslers« gewesen (die Beschreibung trifft nicht auf Johann Georg, einen Müllergesellen, zu).¹⁸ In den autobiographischen Abschnitten von »Mein Kampf« ging Hitler mit den Details häufig ungenau und sorglos um, und es wäre ein Fehler, zu viel in diesen kurzen und vagen Hinweis auf den Großvater hineinzulesen, der, falls Hitler Nepomuk meinte, weit mehr als ein »armer Häusler« war. Ferner wurde behauptet, die von Alois 1876 gewählte Form des Namens – »Hitler« – sei eher ein bewußter Rückgriff auf »Hüttler« (Nepomuks Name) als auf Hiedler (Johann Georgs Name). Doch damit käme der Entscheidung für eine Variante dieses Namens, der bis kurz vor Ende des 19. Jahrhunderts keine feste Form annahm, zuviel Gewicht zu. Anfang und Mitte des Jahrhunderts tauchen »Hiedler«, »Hietler«, »Hüttler«, »Hütler« und »Hitler«, was so viel heißt wie »Kleinbauer«, in Dokumenten als austauschbare Namen auf. Auch phonetisch waren sie kaum zu unterscheiden.¹⁹ Auf den Namen Nepomuk »Hiedler« getauft, wurde der Ziehvater Alois' als »Hüttler« getraut.²⁰ Der Aufsteiger Alois mag die weniger bäuerliche Form »Hitler« vorgezogen haben. Vielleicht war »Hitler« nur die vom Notar in Weitra bei der Legalisierung gewählte Variante, die der Gemeindepfarrer von Döllersheim am nächsten Tag

abschrieb.²¹ Welche Motive die Namenswahl auch bestimmt hatten, Alois war allem Anschein nach zufrieden. Später wich er im Gebrauch des Namens nie mehr davon ab, und nach der endgültigen Autorisierung im Januar 1877 unterzeichnete er stets mit »Alois Hitler«. Auch dem Sohn gefiel die deutlichere Form »Hitler«.²²

Schließlich gibt es eine dritte Hypothese. Demnach hatte Adolf Hitler einen jüdischen Großvater. Entsprechende Gerüchte kursierten bereits Anfang der zwanziger Jahre in Münchner Cafés und erhielten durch den Sensationsjournalismus der ausländischen Presse in den dreißiger Jahren zusätzliche Nahrung. Die Zeitungen behaupteten, der Name »Hüttler« sei jüdisch, sie »enthüllten«, er sei auf eine jüdische Familie namens Hitler in Bukarest zurückzuführen, und schrieben sogar, Hitlers Vater sei von Baron Rothschild gezeugt worden, in dessen Wiener Haus die Großmutter angeblich einige Zeit als Dienerin verbracht habe.²³ Ernster zu nehmen sind Spekulationen über Hitlers vermuteten jüdischen Hintergrund, die nach dem Krieg auftauchten und direkt auf die Memoiren des führenden NS-Anwalts und »Generalgouverneurs« von Polen, Hans Frank, zurückgehen, die er im Gefängnis von Nürnberg vor Vollstreckung der Todesstrafe diktiert hat.

Frank behauptete, Hitler habe ihn Ende 1930 zu sich gerufen und ihm einen Brief seines Neffen William Patrick Hitler (dem Sohn des Halbbruders Alois, der kurze Zeit mit einer Irin verheiratet war) gezeigt: Das Schreiben enthielt die Drohung, im Zusammenhang mit den Pressegeschichten über Hitlers Herkunft aufzudecken, daß in Hitlers Adern jüdisches Blut fließe. Angeblich von Hitler dazu beauftragt, familien-geschichtliche Nachforschungen anzustellen, entdeckte Frank seinem Bericht zufolge, Maria Anna Schicklgruber habe das Kind zur Welt gebracht, als sie einer jüdischen Familie namens Frankenberger in Graz als Köchin diene. Nicht nur das: Von Frankenberger senior hieß es, er habe regelmäßig Alimente gezahlt, um anstelle seines zum Zeitpunkt der Geburt etwa 19 Jahre alten Sohnes das Kind bis zum 14. Geburtstag zu unterstützen. Maria Anna und die Frankenbergers hätten jahrelang Briefe gewechselt. Frank zufolge soll Hitler erklärt haben, aus Erzählungen des Vaters und der Großmutter wisse er, der Großvater sei nicht der Jude aus Graz. Da die Großmutter und ihr späterer Mann so arm gewesen seien, hätten sie dem Juden eingeredet, er sei der Vater, und ihn überredet, den Jungen finanziell zu unterstützen.²⁴

In den fünfziger Jahren wurde Franks Geschichte weithin verbreitet.²⁵ Einer Überprüfung hält sie nicht stand. In den dreißiger Jahren des

19. Jahrhunderts lebte in Graz keine jüdische Familie namens Frankenberg. In der gesamten Steiermark gab es seinerzeit keine Juden, erst seit 1849 durften Juden in diesem Teil Österreichs ihren Wohnsitz nehmen. Zwar lebte dort eine Familie Frankenreiter, aber sie war nicht jüdischer Herkunft. Falls Maria Anna je in Graz war oder beim Metzger Frankenreiter gearbeitet hat, läßt sich das nicht belegen. Auch ein Briefwechsel zwischen Maria Anna und einer Familie namens Frankenberg oder Frankenreiter ist niemals aufgetaucht.

Gesetzt den Fall, Frank hat nur die Namen vertauscht, dann war der Sohn Leopold Frankenreiters und der vermeintliche Vater des Kindes, für das Großvater Frankenreiter dem Anschein nach 13 Jahre Alimente zahlte, zum Zeitpunkt von Alois' Geburt gerade zehn Jahre alt. Überdies durchlebte die Familie Frankenreiter eine entbehrungsreiche Zeit, in der Unterhaltszahlungen an Maria Anna Schicklgruber einfach undenkbar gewesen wären.²⁶ Ebenso unglaublich ist Franks Kommentar, Hitler habe von der Großmutter erfahren, die Graz-Geschichte enthalte kein Körnchen Wahrheit: Zum Zeitpunkt von Hitlers Geburt war die Großmutter bereits über 40 Jahre tot. Zweifelhaft ist auch, ob Hitler tatsächlich 1930 einen Erpresserbrief des Neffen erhalten hat. Wenn es so war, hatte Patrick, der dem berühmten Onkel wiederholt als »Schnorrer« zur Last fiel, Glück, die zumeist in Deutschland verbrachten nächsten Jahre zu überleben und im Dezember 1938 das Land für immer verlassen zu können.²⁷ Als seine »Enthüllungen« im August 1939 in einer Pariser Zeitung erschienen, erwähnten sie die Graz-Geschichte mit keinem Wort.²⁸ Auch den Berichten der Gestapo, die in den dreißiger und vierziger Jahren mehrmals Erkundigungen über Hitlers familiären Hintergrund einzog, ist kein Hinweis auf die vermeintlichen Wurzeln in Graz zu entnehmen.²⁹ Sie entdeckten keine neuen »Leichen im Keller«. Hans Franks Memoiren, »im Angesicht des Galgens« unter deutlicher psychischer Anspannung diktiert³⁰, sind voller Ungenauigkeiten und mit Vorsicht zu genießen. In bezug auf die Geschichte von Hitlers angeblichem jüdischen Großvater sind sie wertlos. Hitlers Großvater, wer er auch war, war kein Jude aus Graz.³¹

So sind Johann Georg Hiedler und Johann Nepomuk Hiedler (oder Hüttler) die einzigen, die Hitlers Großvater (die offizielle Version nannte stets Johann Georg als Adolf Hitlers Großvater) hätten sein können. Vielleicht hat Hitler es selbst nicht gewußt, obwohl kein zwingender Grund die Annahme stützt, er habe an Johann Georg Hiedler gezweifelt.³² Wäre Nepomuk Adolf Hitlers Großvater gewesen, seine Ab-

stammung wäre noch stärker von Inzest durchzogen gewesen als im Falle von Johann Georg, denn Nepomuk war zugleich der Großvater von Adolfs Mutter.³³

Klara Pözl, die künftige Mutter Adolf Hitlers, war die älteste unter den von elf Kindern überlebenden drei Töchtern – die beiden anderen hießen Johanna und Theresia – aus der Ehe zwischen Nepomuks ältester Tochter, Johanna Hüttler, und Johann Baptist Pözl, einem weiteren Kleinbauern in Spital. Klara wuchs auf einem Hof neben dem des Großvaters Nepomuk auf. Klaras Mutter, Johanna, und Klaras Tante Walburga waren gemeinsam mit Alois Schicklgruber in Nepomuks Haus aufgezogen worden.³⁴ Offiziell, nach der Namensänderung und Legitimierung im Jahre 1876, waren Alois Hitler und Klara Pözl also Vetter und Kusine zweiten Grades. Im Alter von 16 Jahren verließ Klara Pözl 1876 den Hof der Familie in Spital und zog nach Braunau am Inn, um als Magd im Haushalt von Alois Hitler zu dienen.³⁵

Zu dem Zeitpunkt lebte Alois als angesehener Zollamtsoffizial in Braunau. Die persönlichen Angelegenheiten hatte er nicht so gut geordnet wie sein Berufsleben. Er war insgesamt dreimal verheiratet, zunächst mit einer viel älteren Frau, dann mit Frauen, die seine Töchter hätten sein können. Aus einer vorehelichen Beziehung und den beiden letzten Ehen gingen neun Nachkommen hervor, von denen vier im Kleinkindalter starben. Das Privatleben verlief überdurchschnittlich turbulent – wenigstens für einen Zollbeamten in der Provinz.³⁶ Schon in den sechziger Jahren hatte er ein uneheliches Kind gezeugt.³⁷ Im Jahre 1873 ehelichte er die damals 50jährige Anna Glassl. Eine Liebesheirat war es wohl kaum. Die Hochzeit mit einer 14 Jahre älteren Frau erfolgte mit großer Wahrscheinlichkeit aus materiellen Gründen, denn Anna ging es verhältnismäßig gut, zudem verfügte sie über Beziehungen zum Beamtenstand.³⁸ Binnen kurzer Zeit wurde Anna krank, wenn sie es nicht von Anfang an war. Ihr Zustand wird sich nicht gebessert haben, als sie Ende der siebziger Jahre von einer Affäre erfuhr, die ihr Mann mit Franziska (Fanni) Matzelberger hatte, einer jungen Magd im Gasthaus Streif, wo die Hitlers lebten. Um 1880 hatte Anna genug und erwirkte die Trennung.³⁹

Alois lebte nun offen mit Fanni zusammen, die gleich zu Anfang darauf bestand, die ein Jahr ältere Klara Pözl, die sie offensichtlich als Nebenbuhlerin fürchtete, müsse den Haushalt Hitlers verlassen. Im Jahre 1882 brachte Fanni einen Sohn zur Welt, der auf den Namen Alois Matzelberger getauft und legitimiert wurde, sobald Anna Hitlers

Tod 1883 den Weg für die sechs Wochen später geschlossene Ehe zwischen Alois und Franziska frei gemacht hatte. Ein zweites Kind, Angela, wurde weniger als zwei Wochen nach der Hochzeit geboren. Aber 1884 erkrankte Fanni an Tuberkulose und starb im August desselben Jahres erst 23jährig.⁴⁰

Während der Krankheit hatte man Fanni an einen Ort mit gesunder Luft außerhalb Braunaus gebracht. Für die Betreuung der beiden Kleinkinder wandte sich Alois sofort an Klara und holte sie nach Braunau zurück. Als Fanni im Sterben lag, wurde Klara schwanger. Da sie Vetter und Kusine zweiten Grades waren, durften Alois und Klara nur mit kirchlichem Dispens heiraten. Nach einer Wartezeit von vier Monaten, währenddessen Klaras Zustand um so deutlicher zutage trat, traf die Genehmigung aus Rom schließlich Ende 1884 ein, und am 7. Januar 1885 wurde das Paar getraut. Die Hochzeitszeremonie fand um sechs Uhr morgens statt. Nach einer förmlichen Feier ging Alois wieder seiner Arbeit im Zollamt nach.⁴¹

Das erste Kind aus Alois' dritter Ehe, Gustav, kam im Mai 1885 auf die Welt, im September des nächsten Jahres gefolgt von einem zweiten Kind, Ida, und unmittelbar danach von einem weiteren Sohn, Otto, der wenige Tage nach der Geburt verstarb. Den nächsten Schlag erhielt Klara, als ihre beiden Kinder Gustav und Ida sich mit Diphtherie infizierten und innerhalb weniger Wochen im Dezember 1887 und Januar 1888 verstarben.⁴² Im Sommer 1888 war Klara wieder schwanger. Am 20. April 1889, einem bewölkten und kühlen Karsamstag⁴³, brachte sie um halb sieben Uhr abends zu Hause im »Gasthof zum Pommer«, Vorstadt Nr. 219, ihr viertes Kind zur Welt, das erste, das überlebte: Sie nannten den Jungen Adolf.⁴⁴

In den ersten Sätzen von »Mein Kampf« betonte Adolf Hitler – was die Nationalsozialisten sich später zunutze machten –, welch »glückliche Bestimmung« es doch sei, daß er in Braunau am Inn geboren wurde, an der Grenze der zwei deutschen Staaten, »deren Wiedervereinigung« er als »Lebensaufgabe« ansah.⁴⁵ Tatsächlich hatte er an Braunau kaum konkrete Erinnerungen, denn 1892 wurde sein Vater zum Zollamts-oberoffizial befördert – der höchste Rang, der einem Beamten ohne höhere Schulbildung offenstand –, und die Familie zog nach Passau, bevor Adolf drei Jahre alt war, und blieb eine Zeitlang in Bayern auf der deutschen Seite der Grenze.⁴⁶ Dies war der erste von zahlreichen Wohnwechsellern, die der junge Hitler erlebte.

Die historischen Belege aus Adolf Hitlers frühen Jahren sind spärlich.

Der eigene Bericht in »Mein Kampf« ist unzuverlässig und einseitig. Die nach dem Krieg bekanntgewordenen Erinnerungen von Familienmitgliedern und Bekannten erfordern eine kritische Prüfung, zum Teil sind sie ebenso fragwürdig wie die Bemühungen während des Dritten Reiches, die Kindheit des künftigen »Führers« zu verherrlichen. Im Hinblick auf die für Psychologen und »Psycho-Historiker« wichtigen prägenden Jahre muß man sich mit der Tatsache abfinden, daß es nur wenige Anhaltspunkte gibt, die über reine Vermutungen hinausweisen.⁴⁷

Materiell gesehen führte die Familie Hitler eine gesicherte Mittelstandsexistenz. Neben Alois und Klara sowie den beiden Kindern aus Alois' zweiter Ehe, Alois junior (bevor er 1896 das Haus verließ) und Angela, Adolf und dem jüngeren Bruder Edmund (1894 geboren, 1900 verstorben) sowie der 1896 geborenen Schwester Paula umfaßte der Haushalt noch Rosalia Schichtl, die als Köchin und Magd arbeitete. Auch Adolfs Tante Johanna lebte im Haus, eine der jüngeren Schwestern der Mutter, eine übellaunige, bucklige Frau, die Adolf jedoch sehr mochte und Klara eine gute Hilfe war. Nach Erbschaft und Grunderwerb im Jahr 1888 war Alois ein bescheiden situierter Mann mit solidem Einkommen, das um einiges höher lag als das eines Volksschullektors.⁴⁸

Gleichwohl verlief das Familienleben nicht harmonisch und glücklich.⁴⁹ Alois Hitler war der Inbegriff eines provinziellen Beamten – ein Wichtigtuer, stolz auf seinen Status, streng, humorlos, sparsam, überpünktlich und pflichtbewußt. In der Gemeinde genoß er Respekt. Aber im Amt und daheim konnte sich sein Mißmut ganz unvermittelt in Wutausbrüchen entladen. Er rauchte wie ein Schlot und zog es vor, nach der Arbeit in der Schenke einige Bier zu trinken und zu diskutieren, statt nach Hause zu gehen. Er hatte keinen Familiensinn und war glücklicher, wenn er nicht zu Hause saß.⁵⁰ Seine Leidenschaft galt der Bienenzucht. Täglich ging er von der Arbeitsstelle in Passau eine halbe Stunde zu Fuß zu den Bienenstöcken und wieder zurück, bevor er auf dem Rückweg einkehrte. Das bot ihm zweifellos friedliche Erholung von einem Haushalt mit übermütigen kleinen Kindern. Der Wunsch, die Bienenstöcke auf eigenem Grund und Boden aufzustellen, erfüllte sich 1889, als ihm Nepomuks Erbe half, in Spital, in der Nähe seines Geburtsortes im Waldviertel, ein Stück Land zu erwerben. Obwohl er es drei Jahre später veräußerte, erwarb er danach noch zweimal Land.⁵¹ Zu Hause trat er als autoritärer, anmaßender, herrschsüchtiger Ehemann und als strenger, distanzierter, gebieterischer und oft reizbarer Vater in Erschei-

Adolf Hitlers Familie

Maria Anna
Schicklgruber
1795-1847

Anna Glassl (1) ∞
1823-1883

Franziska
Matzelberger (2) ∞
1861-1884

Alois Schicklgruber
(Seit 1876), Hitler)
1837-1903

Alois
1882-1956

∞

Bridget
Dowling
1892 -?

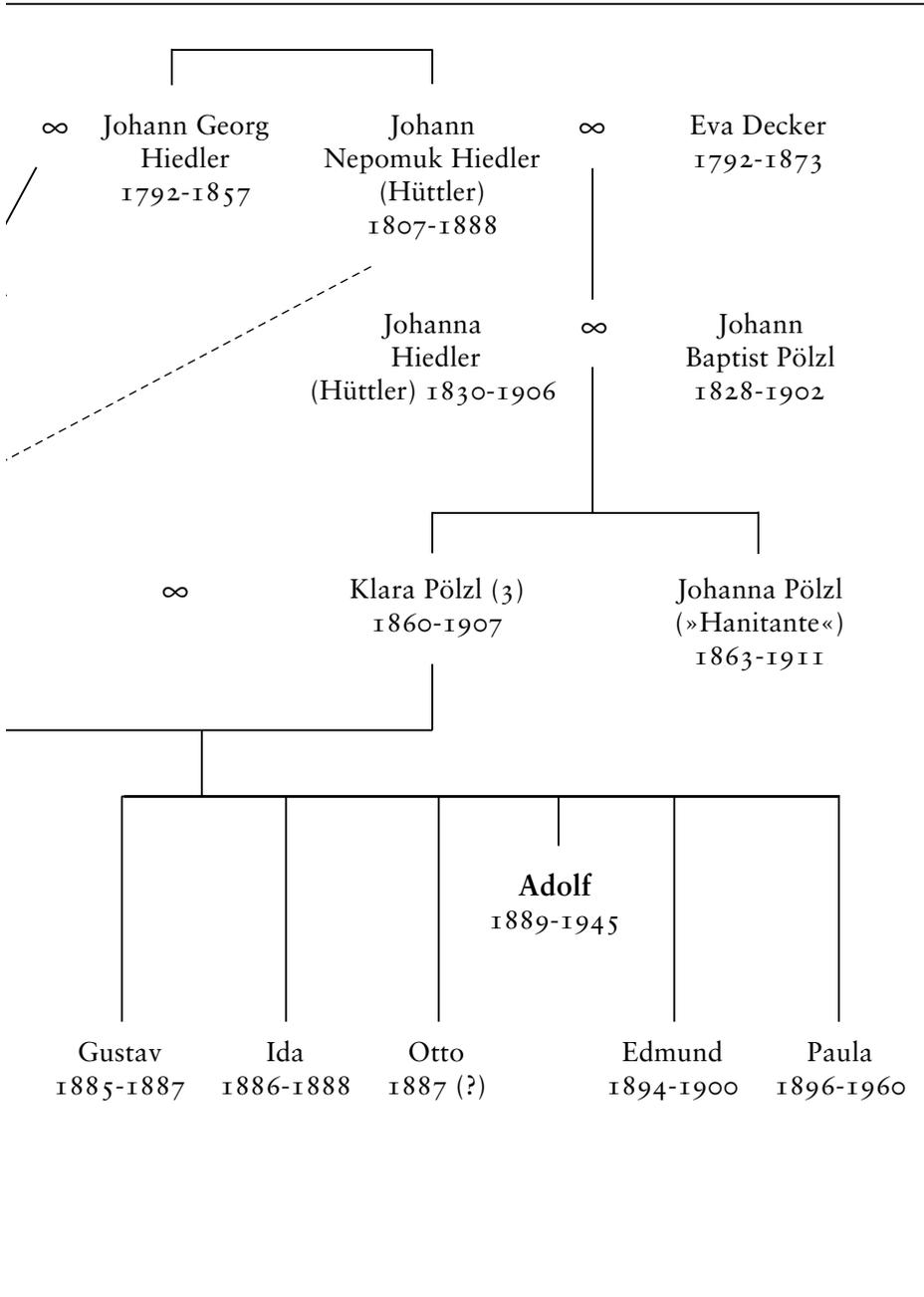
Leo
Raubal
1879-1910

∞

Angela
1883-1949

William Patrick
1911 - ?

Angela (Geli)
1908-1931



nung. Noch lange nach der Eheschließung behielt Klara die Gewohnheit bei, ihn »Onkel« zu nennen.⁵² Und selbst nach seinem Tod bewahrte sie in der Küche einen Pfeifenständer auf und verwies, wenn die Rede auf ihn kam, darauf, als wolle sie seine Autorität anrufen.⁵³

Mochte der Vater den Kindern auch keine Zuwendung bieten, die Mutter schenkte sie ihnen um so mehr. Jahrzehnte später beschrieb der jüdische Hausarzt der Familie Hitler, Eduard Bloch, nachdem er das nationalsozialistische Deutschland hatte verlassen müssen, Klara Hitler als »eine einfache, bescheidene, liebenswürdige Frau«. »Sie war groß, hatte bräunliches Haar, das sie in sauber geflochtenen Zöpfen trug, und ein langes, ovales Gesicht mit wunderschön ausdrucksstarken graublauen Augen.«⁵⁴

Dem Wesen nach war sie fügsam, zurückhaltend und schweigsam, eine gottesfürchtige Kirchgängerin, mit der täglichen Arbeit im Haushalt beschäftigt, vor allem lag ihr die Fürsorge der Kinder und Stiefkinder am Herzen. Der Tod der ersten drei Kinder im Kleinkindalter innerhalb weniger Wochen in den Jahren 1887/1888 sowie der Tod des fünften Kindes, Edmund, der 1900 noch nicht sechs Jahre alt war, das alles muß für sie ein schwerer Schlag gewesen sein.⁵⁵ Das Zusammenleben mit einem jähzornigen, gefühllosen und herrischen Mann dürfte ihren Kummer noch verstärkt haben. Es überrascht nicht, daß sie auf andere den Eindruck einer betrübteten, sorgenvollen Frau machte. Auch ist es kein Wunder, wenn sie die beiden überlebenden Kinder, Adolf und Paula, mit fürsorglicher Liebe und Hingabe beschenkte.⁵⁶ Umgekehrt hegten die Stiefkinder und Kinder, insbesondere Adolf, tiefempfundene Liebe und Zuneigung für Klara. »Äußerlich war die Liebe zur Mutter sein auffälligstes Merkmal«, schrieb Dr. Bloch später. »Obwohl er kein ›Muttersöhnchen‹ im gewöhnlichen Sinne war, habe ich niemals eine innigere Zuneigung gesehen.«⁵⁷ An einer der seltenen Stellen in »Mein Kampf«, die menschliche Gefühlsregungen offenbaren, schrieb Hitler: »Ich hatte den Vater verehrt, die Mutter jedoch geliebt.«⁵⁸ Er trug ihr Bild stets bei sich, auch in den letzten Tagen im Bunker. Klaras Porträt stand in München, Berlin und im Berchtesgadener »Berghof« auf dem Obersalzberg in seinem Zimmer.⁵⁹ Möglicherweise war die Mutter die einzige Person, die Adolf Hitler in seinem ganzen Leben aufrichtig geliebt hat.

Die ersten Jahre stand Adolf Hitler also in einem Haushalt, den die eiserne Disziplin des Vaters beherrschte, unter der erdrückenden Fürsorge seiner überängstlichen Mutter. In ihrer Hilflosigkeit vermochte

die fügsame Klara die Sprößlinge gegen den väterlichen Zorn nicht zu schützen. Nach dem Krieg sprach Adolfs jüngere Schwester Paula von der Mutter als »einer sehr weichen und zartfühlenden Person, dem ausgleichenden Element zwischen dem fast zu strengen Vater und den sehr lebhaften Kindern, die vielleicht etwas schwer erziehbar waren. Wenn es je zwischen meinen Eltern zu Streit(igkeiten) oder Meinungsverschiedenheiten kam, dann hatte dies immer mit den Kindern zu tun. Besonders mein Bruder Adolf forderte meinen Vater zu extremer Strenge heraus und erhielt dafür jeden Tag eine richtige Tracht Prügel. (...) Wie oft hat andererseits meine Mutter ihn gestreichelt und versucht, mit Liebenswürdigkeit das zu erreichen, was meinem Vater mit Strenge nicht gelang!«⁶⁰

Hitler erzählte während der nächtlichen Monologe der vierziger Jahre am Kamin oft, wie der Vater plötzliche Temperamentsausbrüche hatte und sofort um sich schlug. Er habe »den Vater nicht geliebt«, sondern ihn statt dessen »um so mehr gefürchtet«. Die arme Mutter, der er zugehtan war, lebte, so Hitler, in ständiger Sorge angesichts der Schläge, die er einstecken mußte, und habe manchmal draußen vor der Tür gewartet, wenn der Vater ihn verprügelte.⁶¹

Möglicherweise hat sich Alois' Gewalttätigkeit auch gegen seine Frau gerichtet. Vielleicht geht die Passage aus »Mein Kampf« auf eigene Kindheitserfahrungen zurück, in der Hitler das Lebensbild einer Arbeiterfamilie nachzeichnet, in der die Kinder zusehen, wie der betrunkene Vater ihre Mutter schlägt.⁶² Ob das die Richtung, in der Hitlers persönliche Entwicklung verlief, beeinflusste, sei der Spekulation anheimgestellt.⁶³ Es steht außer Frage, daß die früheste Kindheit eine tiefgreifende Wirkung auf ihn ausübte. Unter der Oberfläche nahm der künftige Hitler fraglos bereits Gestalt an. Mag es auch Spekulation bleiben, die Vorstellung, daß der Charakter in dem vielschichtigen Geflecht der familiären Prägung in Adolfs Kindheit »wurzelt«, bedarf wenig Phantasie: Zu nennen sind die spätere gönnerhafte Geringschätzung für die Fügsamkeit von Frauen, die Herrschsucht und das Image des »Führers« als strenge, autoritäre Vaterfigur; die Unfähigkeit, enge persönliche Bindungen einzugehen und die entsprechende gefühlscalte Roheit gegenüber dem Menschengeschlecht und der allumfassende Haß, der Ausdruck eines unermeßlichen Selbsthasses gewesen sein muß, versteckt hinter der Maske des Gegenteils, eines extremen Narzißmus. Man kann darüber nur Vermutungen anstellen. Soweit rekonstruierbar, liefern die äußeren Anzeichen in Adolfs frühen Jahren keinen Hinweis auf die spä-

tere Entwicklung. Versuche, in dem Jungen »die abartige Persönlichkeit im mörderischen Diktator« auszumachen, vermochten nicht zu überzeugen.⁶⁴ Wenn wir das Wissen um Hitlers Zukunft außer acht lassen, dann rufen die familiären Gegebenheiten zumeist Mitgefühl für das Kind hervor, das ihnen ausgesetzt war.⁶⁵

II

Auch die vielen Wohnungswechsel kennzeichnen das gestörte Gleichgewicht in Hitlers Kindheit. 1892 war Alois' Beförderung der Anlaß zum Umzug nach Passau. Dort blieb Klara mit den Kindern, zu denen nun auch der neugeborene Edmund zählte, wohnen, als ihr Mann im April 1894 nach Linz versetzt wurde. Die nur durch kurze Besuche unterbrochene Trennung von der Familie dauerte ein Jahr. Da die Mutter von dem Säugling in Anspruch genommen wurde und die Stiefgeschwister Angela und Alois junior zur Schule gingen, gab Adolf eine Zeitlang im Haus den Ton an. In diesen Monaten kündigte sich die Neigung zu Wutausbrüchen an, wenn er seinen Willen nicht durchsetzen konnte.⁶⁶ Viel später bemerkte er, es sei schon als »Knabe seine Angewohnheit gewesen, (...) das letzte Wort zu behalten«. ⁶⁷ Doch meist stand es ihm frei, sich nach Herzenslust bei Indianer- und Kriegsspielen auszutoben.

Im Februar 1895 hatte Alois Hitler einen kleinen Hof im Weiler Hafeld, einem Ortsteil der Gemeinde Fischlham in der Nähe von Lambach, 48 Kilometer von Linz entfernt, gekauft, und zwei Monate später kam die Familie nach. In der winzigen Volksschule von Fischlham begann Adolf am 1. Mai 1895 seine Schullaufbahn. Während der ersten beiden Jahre kam er gut voran, bekam gute Noten für seine Leistungen und im Betragen.⁶⁸ Außerhalb der Schule vergnügte er sich weiterhin mit Freunden beim Spielen im Freien. Daheim nahmen die Spannungen zu, als Alois im Juni 1895 nach 40 Jahren im österreichischen Staatsdienst seinen Abschied nahm, um sich ganz der Bienenzucht zu widmen. Alois war nun so oft zu Hause wie nie zuvor, der Hof wurde ihm zuviel und war obendrein eine finanzielle Belastung, die Kinder – zu denen jetzt die neugeborene Paula zählte – zehrten an seinen Nerven. Als Alois junior das Haus verließ, womit er den väterlichen Zorn erregte, war Adolf, abgesehen vom kleinen Edmund, der einzige Junge im Haus und der Reizbarkeit des Vaters noch mehr ausgesetzt.⁶⁹

Im Jahr 1897 verkaufte Hitlers Vater den Besitz in Hafeld, und die

Familie nahm vorübergehend Unterkunft in dem Marktflecken Lambach, wo sie Anfang 1898 noch einmal die Wohnung wechselte. In Lambach bekam Adolf von den Lehrern weiterhin gute Zeugnisse ausgestellt, obwohl er später behauptete, er sei bereits damals »ziemlich schwierig zu behandeln« gewesen.⁷⁰ Zu der Zeit erhielt er auch Gesangsunterricht im nahe gelegenen Kloster Lambach – wahrscheinlich auf Anregung des Vaters, dem der Chorgesang gefiel. Dabei habe ihn, so Hitler, der Glanz der kirchlichen Feste »berauscht«, und der Abt sei ihm als höchst erstrebenswertes Ideal vorgekommen.⁷¹

Alois Hitler war ein rastloser Mensch. Während der langen Zeit in Braunau war die Familie mehrfach umgezogen und wurde in der Folgezeit immer wieder aus der vertrauten Umgebung gerissen. Im November 1898 zog er zum letztenmal um, als er in Leonding, einem Dorf am Rande von Linz, ein Haus mit einem kleinen angrenzenden Stück Land erwarb. Seither war die Familie in und um Linz ansässig, und bis zu den Tagen im Bunker im April 1945 sah Adolf Hitler Linz als Heimatstadt an.⁷² Linz erinnerte ihn an die glückliche, sorglose Zeit seiner Jugend.⁷³ Er verband die Stadt mit den Erinnerungen an die Mutter. Schließlich war Linz die »deutsche« aller Städte der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn. Für Hitler stellte sie offenbar die germanisch-provinzielle Kleinstadtidylle dar – das Bild, das er sein ganzes Leben lang der Stadt entgegensetzen würde, die er bald kennenlernte und verachtete: Wien. In den vierziger Jahren sprach er wiederholt davon, Linz zum kulturellen Gegengewicht Wiens zu machen und zur schönsten Stadt an der Donau. In den Wiederaufbau der Stadt wollte er ungeheure Summen stecken. Noch als die Rote Armee vor den Toren Berlins stand, war er in das Modell vertieft, das sein Architekt Hermann Giesler von der Stadt seiner Jugend gebaut hatte, wo er sein Leben beschließen und begraben sein wollte.⁷⁴

Adolf besuchte jetzt die dritte Volksschulklasse. Rasch scheint er sich im Kreis neuer Schulkameraden zurechtgefunden zu haben und wurde »ein kleiner Rädelsführer«⁷⁵, wenn die Dorfjungen in den umliegenden Wäldern und Feldern Räuber und Gendarm spielten.⁷⁶ Kriegsspiele waren besonders beliebt.⁷⁷ Adolf las hingerissen in der zweibändigen, illustrierten *Volksausgabe des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71*, einer Zeitschrift, die er zu Hause entdeckt hatte.⁷⁸ Und als 1899 der Burenkrieg ausbrach, drehten sich die Spiele um die »Heldentaten« der Buren, die in den Dorfjungen leidenschaftliche Unterstützer hatten.⁷⁹ Etwa um die gleiche Zeit fesselten ihn die Abenteuergeschichten Karl

Mays, dessen populäre Erzählungen über den Wilden Westen und die Indianerkriege unzählige Jugendliche begeisterten. Seine Faszination für Karl May nahm nicht ab⁸⁰, noch als Reichskanzler las er dessen Geschichten und empfahl sie seinen Generälen, denen er vorwarf, zu wenig Phantasie zu besitzen.⁸¹

In »Mein Kampf« erwähnte Hitler »die Erinnerungen dieser glückseligen Zeit«: »Das lächerlich leichte Lernen in der Schule gab mir so viel freie Zeit, daß mich mehr die Sonne als das Zimmer sah. (...) Wiese und Wald waren damals der Fechtboden, auf dem die immer vorhandenen ›Gegensätze‹ zur Austragung kamen.«⁸²

Im Jahr 1900 neigten sich die sorglosen Tage dem Ende zu. Genau um die Zeit, als wichtige Entscheidungen über Adolf Hitlers Zukunft und den Zweig der weiterführenden Schule, die er besuchen sollte, bevorstanden, geriet die Familie Hitler einmal mehr aus dem Gleichgewicht. Am 2. Februar war Adolfs kleiner Bruder Edmund an Masern gestorben⁸³; Alois' älterer Sohn, Alois junior, hatte im Groll mit dem Vater das Haus verlassen, und alle Aufstiegshoffnungen für den Nachwuchs lasteten jetzt auf Adolf. In den Jahren bis zu Alois' Tod führte dies zu Spannungen zwischen Vater und Sohn.

Am 17. September 1900 begann für Adolf Hitler das Leben an einer weiterführenden Schule. Der Vater hatte statt des Gymnasiums die Realschule gewählt, eine Schule mit einem Lehrplan, der weniger die traditionelle klassisch-humanistische Bildung betonte, aber immer noch als Vorbereitung auf das Universitätsstudium galt, und das Schwergewicht auf »modernere« Fächer legte, einschließlich der Naturwissenschaften und technischen Fächer.⁸⁴ Hitler zufolge habe sich der Vater von dem Zeichentalent, das der Sohn bereits unter Beweis gestellt hatte, leiten lassen und von einer Mißachtung für die Praxisferne des »humanistischen Studiums«, die auf dem eigenen schweren Aufstieg beruhte.⁸⁵ Der von Alois für seinen Sohn vorgesehene berufliche Werdegang entsprach nicht der Laufbahn eines Beamtenanwärters. Dabei hatte er selbst eine erfolgreiche Karriere im Dienste des österreichischen Staates hinter sich, ohne über nennenswerte formale Bildung verfügt zu haben.

Der Wechsel zur Realschule fiel Hitler schwer. Der tägliche Schulweg von Leonding nach Linz und zurück nahm je Strecke zu Fuß mehr als eine Stunde in Anspruch, was ihm kaum Zeit ließ, außerhalb der Schule Freundschaften zu knüpfen. Während er unter den Dorfjungen in Leonding noch »ein großer Fisch im kleinen Teich« war, nahmen die neuen Schulkameraden nicht sonderlich Notiz von ihm. In der Schule besaß er

keine engen Freunde und suchte sie auch nicht. Und an die Stelle der aufmerksamen Unterweisung durch den Dorfschullehrer trat jetzt die unpersönlichere Behandlung durch mehrere Pädagogen, die einzelne Fächer unterrichteten. Der minimale Aufwand, mit dem Adolf Hitler die Anforderungen der Volksschule gemeistert hatte, genügte nicht mehr.⁸⁶ Seine Schulleistungen, die in der Volksschule noch so gut gewesen waren, ließen von Anfang an nach. Und sein Betragen verriet deutliche Anzeichen von Unreife.

Im ersten Jahr auf der Realschule (1900/1901) erhielt Adolf Hitler in Mathematik und Naturgeschichte die Note »Nichtgenügend«, worauf er das Jahr wiederholen mußte. Sein Fleiß wurde mit »ungleichmäßig« bewertet.⁸⁷ Als Wiederholer erzielte er einige Fortschritte, vermutlich dank einer häuslichen Strafpredigt, aber die Besserung hielt nicht an, und Adolfs Schulleistungen schwankten zwischen schlecht und mittelmäßig, bis er im Herbst 1905 schließlich von der Schule abging.

Nach dem fehlgeschlagenen Putschversuch von München beschrieb der einstige Klassenlehrer Dr. Eduard Huemer Hitler in einem Brief vom 12. Dezember 1923 an dessen Anwalt als einen dünnen, bleichen Jugendlichen, der zwischen Linz und Leonding pendelte, seine Begabungen vernachlässigte, nicht sonderlich fleißig und außerstande war, sich in die Schuldisziplin zu fügen. Er charakterisierte ihn als »widerborstig, eigenmächtig, rechthaberisch und jähzornig«. Auf Kritik der Lehrer reagierte er mit kaum verhohlenen Widerwillen. Von den Klassenkameraden habe er »unbedingte Unterordnung« verlangt, eine »Führerrolle« bei den unreifen Streichen gespielt, die Huemer einem übermäßigen Genuß der Indianergeschichten Karl Mays und der Neigung, die Zeit zu verträdeln, zuschrieb, die der tägliche Schulweg von und nach Leonding noch gefördert habe.⁸⁸

Ob Hitler, wie Huemer angedeutet hat, wirklich unter den Schulkameraden die »Nummer eins« war, erscheint zweifelhaft. Andere Lehrer und Mitschüler haben behauptet, Hitler sei in der Schule weder negativ noch positiv besonders aufgefallen.⁸⁹

Hingegen besteht wenig Zweifel, daß Hitler Schule und Lehrern (mit einer Ausnahme) schroff ablehnend gegenüberstand. Er verließ die Schule mit »einem elementaren Haß« und sprach später spöttisch und verächtlich von seiner Schulbildung und den Lehrern.⁹⁰ Nur den Geschichtslehrer, Dr. Leopold Pötsch, nahm er in »Mein Kampf« lobend davon aus, weil er Hitlers Interesse durch lebendiges Erzählen und »Heldengeschichten« aus der deutschen Vergangenheit beflügelt und in

ihm die starken deutschnationalen, gegen Habsburg gerichteten Gefühle angeregt habe, die ohnehin in der Schule wie auch in der Stadt Linz vorherrschend waren.⁹¹

Die Anpassungsprobleme Adolf Hitlers auf der Linzer Realschule wurden verschärft durch die verschlechterten Beziehungen zum Vater und den Riß, der die Familie wegen der dauernden Dispute über die künftige Laufbahn des Jungen durchzog. Hitlers eigener Bericht in »Mein Kampf« heroisiert den Widerstand gegen die Versuche des Vaters, ihn in die Beamtenlaufbahn zu drängen, und macht die Konfrontation mit dem Vater für die schlechten schulischen Leistungen verantwortlich.⁹² Die Darstellung ist eine grobe Vereinfachung. Aber zweifellos wurden die ersten Jahre an der Linzer Realschule von einem häuslichen Konflikt mit dem Vater überschattet. Selbst in den vierziger Jahren erzählte Hitler, als 13jähriger Junge sei er nach Linz ins Zollamt mitgenommen worden, damit sein Interesse an der Beamtenlaufbahn erwache, und es sei den Eltern nicht klar gewesen, daß der Besuch ihn nur mit Schrecken, Haß und dauerhaftem Abscheu für das Beamten-dasein erfüllen werde.⁹³ Für Alois waren die Vorzüge einer Beamtenlaufbahn unstrittig. Doch alle Versuche, den Sohn zu begeistern, stießen auf hartnäckige Ablehnung. In »Mein Kampf« schrieb Hitler: »Mir wurde gähnend übel bei dem Gedanken, als unfreier Mann einst in einem Büro sitzen zu dürfen; nicht Herr sein zu können der eigenen Zeit, (...).«⁹⁴

Je mehr Widerstand Adolf Hitler der Idee entgegensetzte, um so autoritärer und beharrlicher reagierte der Vater. Ebenso eigensinnig, behauptete Hitler, habe er selbst auf die Frage nach Zukunftsplänen erwidert, er wolle Künstler werden, eine Aussicht, die für den mürrischen österreichischen Beamten Alois Hitler undenkbar war. »Kunstmaler, nein, solange ich lebe, niemals!« soll er laut Hitler gesagt haben.⁹⁵ Ob Adolf Hitler als Zwölfjähriger verkündet hat, er wolle Künstler werden, mag man bezweifeln. Sicherlich hat es einen Konflikt mit dem Vater gegeben, ausgelöst von dem Widerwillen Hitlers gegen die Beamtenlaufbahn, und sicherlich mißbilligte der Vater die träge, ziellose Existenz des Sohnes und dessen Vorliebe für die Zeichenkunst.⁹⁶ Alois verdankte den Aufstieg von bescheidenen Anfängen in eine angesehene Position im Staatsdienst Tugenden wie Fleiß, Sorgfalt und Ausdauer. Der mit einem privilegierten Hintergrund aufgewachsene Sohn hielt es für richtig, die Zeit mit Zeichnen und Träumen zu vertrödeln, war in der Schule nicht mit Eifer bei der Sache, strebte keine Laufbahn an und

verachtete die Karriere, die dem Vater alles bedeutet hatte. Die Auseinandersetzung lief nicht nur auf die Ablehnung der Beamtenlaufbahn hinaus, sondern Adolfs Verweigerung richtete sich auch auf alles, wofür der Vater gestanden hatte, letztlich auf den Vater selbst.

Der Vater-Sohn-Konflikt fand noch auf einer anderen Ebene statt. Die annähernd geschlossen deutschstämmige Bevölkerung der etwa 60 000 Einwohner zählenden Provinzstadt Linz war überwiegend deutsch national gesinnt, aber im Ausdruck des Nationalgefühls politisch gespalten. Dem Nationalempfinden von Hitlers Vater entsprach die politische Haltung, die dauerhafte Vorherrschaft der deutschen Interessen in der österreichischen Hälfte der Doppelmonarchie vehement zu verteidigen, insbesondere in den späten neunziger Jahren, als sie durch Zugeständnisse an die Tschechen gefährdet schien. Mit dem alldeutschen Nationalismus der Schönerer-Bewegung, die, seit den siebziger Jahren unter der Führung Georg Ritter von Schönerers, den österreichischen Staat ablehnte und die Tugenden des Wilhelminischen Deutschland pries, wollte Alois Hitler nichts zu schaffen haben. In der Linzer Realschule indes, einem Nährboden für deutschen Nationalismus, begegnete Hitler dem Reiz der Symbole und Gesänge von Schönerers schrillum alldeutschen Nationalismus, der, wie begrenzt seine Wirkung sonst auch gewesen sein mag, wegen seiner emotionalen Anziehungskraft unter den Jugendlichen bereitwillige Anhänger fand.⁹⁷ Hitler war kein aktiver Anhänger der Schönerer-Bewegung. Aber der rechthaberische, streitsüchtige Sohn wird den Vater noch mehr gereizt haben, indem er den Staat, dem Alois Hitler sein Leben gewidmet hatte, mit alldeutschen Parolen ins Lächerliche zog und verspottete.⁹⁸

Hitlers Jugendzeit war für ihn »sehr schmerzlich«⁹⁹, wie er in »Mein Kampf« bemerkte. Der Übergang zur Realschule in Linz und der Beginn des tiefgreifenden Konflikts mit dem Vater markiert in der Entwicklung seines Charakters den Auftakt zu einer entscheidenden Lebensphase. Der glückliche, verspielte Volksschüler war zu einem faulen, übellauligen, rebellischen, mißmutigen, störrischen und ziellos dahinlebenden Jugendlichen geworden.

Als der Vater am 3. Januar 1903 über dem morgendlichen Glas Wein im Gasthaus Wiesinger zusammenbrach und starb¹⁰⁰, war auch die Kraftprobe um Adolfs Zukunft beendet. Für das Auskommen der Familie hatte Alois hinreichend vorgesorgt.¹⁰¹ Gleich wie seine Witwe, Klara, den Tod gefühlsmäßig verarbeitete, wird Adolf Hitler, jetzt der »einzige Mann im Haus«, kaum um seinen Vater getrauert haben.¹⁰²

Mit dem Tod des Vaters war der Druck der Eltern größtenteils von ihm gewichen. Die Mutter tat ihr Bestes, um ihn zu überreden, die väterlichen Wünsche zu erfüllen. Obwohl sie in großer Sorge um Adolfs Zukunft war, mied sie die Konfrontation und gab bereitwillig seinen Launen nach.¹⁰³ Auf jeden Fall machten die anhaltend schlechten schulischen Leistungen die Hoffnung zunichte, er könne sich noch für die Beamtenlaufbahn qualifizieren.

Für das Schuljahr 1902/1903, als der Vater starb, verzeichnet Adolfs Zeugnis abermals einen Fehlschlag in Mathematik, und vor der Versetzung in die nächste Klasse mußte er eine Nachprüfung bestehen. Erneut war sein Fleiß wie auch im folgenden Schuljahr 1903/1904 »ungleichmäßig«, in Französisch schloß er mit der Note »nicht genügend« ab. Die Nachprüfung bestand er, doch unter der Bedingung, danach die Realschule in Linz zu verlassen. Nach dem Fehlschlag gab die Mutter Adolf auf die Realschule ins 80 Kilometer entfernte Steyr, wo er bei Kosteltern unterkam.¹⁰⁴ Viel später erinnerte er sich daran, wie es ihn geschmerzt habe, zur Schule fortgeschickt zu werden, und wie sehr er Steyr verabscheue.¹⁰⁵

Auch in Steyr besserten sich seine Schulleistungen anfangs nicht.¹⁰⁶ Im ersten Halbjahreszeugnis für 1904/1905 erzielte er gute Noten in Leibesübungen und Zeichnen. Sein »sittliches Betragen« war »befriedigend«, der Fleiß »ungleichmäßig«, und in Geographie und Geschichte, die er später als die besten Fächer darstellte,¹⁰⁷ in Religion und Chemie lautete die Note »genügend«; ein leicht besseres Resultat sprang in Physik heraus, aber im Wahlfach Stenographie sowie in den Pflichtfächern Deutsch und Mathematik war er durchgefallen.¹⁰⁸ Bei fortgesetztem Mißerfolg im zweiten Halbjahr wäre Adolf gezwungen gewesen, ein weiteres Schuljahr zu wiederholen.¹⁰⁹ Im zweiten Halbjahr, folgt man dem Zeugnis vom September 1905, hatte er sich offenbar mehr angestrengt und konnte die Leistungen und Noten in den meisten Fächern verbessern. In Mathematik und Deutsch hatte er bestanden, obwohl er in Geometrie durchgefallen war und nun eine Nachprüfung absolvieren mußte, um für die Abschlußprüfung der niederen Realschule zugelassen zu werden. Am 16. September kehrte er nach Steyr zurück und bestand die Nachprüfung in Geometrie. Mit der Qualifikation hatte er die Befähigung erlangt, eine höhere Realschule oder eine technische Schule zu besuchen.¹¹⁰ Ob er mit den mittelmäßigen Leistungen der vergangenen fünf Jahre zugelassen worden wäre, ist zu bezweifeln.¹¹¹ Hitler hatte inzwischen jegliche Lust am Unterricht verloren. Es gelang ihm,

mit einer Krankheit, die er vorgetäuscht, zumindest aber dramatisiert hatte¹¹², die Mutter zu überreden, daß er für die Schule nicht gesund genug sei. Im Herbst 1905, im Alter von 16 Jahren, ließ er den Schulunterricht glücklich hinter sich, ohne klare Pläne für die berufliche Zukunft.¹¹³

In »Mein Kampf« übergeht Hitler die Zeit zwischen dem Abgang von der Schule im Herbst 1905 und dem Tod der Mutter Ende 1907 fast vollständig. Die Lückenhaftigkeit des Berichts legt die Vermutung nahe, Klara sei zwei und nicht vier Jahre nach ihrem Mann gestorben, und Adolf Hitler habe in der Zeit den Besuch der Wiener Akademie für Bildende Künste sorgfältig vorbereitet, bevor er, verwaist und verarmt, genötigt war, sich selbst durchzubringen.¹¹⁴ Die Realität sah etwas anders aus.

In den beiden Jahren führte Hitler das Leben eines schmarotzenden Faulenzers – finanziell abgesichert, umsorgt, verwöhnt und abgöttisch geliebt von der Mutter – mit einem eigenen Zimmer in der bequemen Wohnung an der Humboldtstraße in Linz, welche die Familie im Juni 1905 bezogen hatte. Die Mutter, Tante Johanna und die kleine Schwester Paula nahmen sich all seiner Bedürfnisse an, wuschen, putzten und kochten für ihn. Die Mutter kaufte ihm sogar einen Flügel, und zwischen Oktober 1906 und Januar 1907 nahm er vier Monate lang Klavierunterricht.¹¹⁵ Tagsüber verbrachte er die Zeit mit Zeichnen, Malen, Lesen oder »Gedichte« schreiben. Abends ging er in die Oper oder ins Konzert, und die ganze Zeit träumte er in den Tag hinein, phantasierte von seiner Zukunft als großer Künstler. Abends blieb er bis spät in die Nacht wach und schlief morgens lange aus. Er hatte kein klares Ziel vor Augen.¹¹⁶ Die träge Lebensführung, die grandiosen Phantasien, die mangelhafte Disziplin für regelmäßige Arbeit – alles Merkmale des späteren Hitler – in den beiden Jahren in Linz waren sie schon sichtbar. Wen wundert es, wenn Hitler auf diese Zeit als »die glücklichsten Tage, die mir nahezu als ein schöner Traum erschienen«, zurückgeschaut hat.¹¹⁷

Eine Beschreibung des sorglosen Lebens, das Adolf Hitler zwischen 1905 und 1907 in Linz führte, bietet August Kubizek, der einzige Freund aus der Zeit, Sohn eines Polsterers in Linz, der selbst von einer großen Zukunft als Musiker träumte. Kubizeks nach dem Zweiten Weltkrieg verfaßte Memoiren sind mit Vorsicht zu genießen, sowohl im Hinblick auf einzelne Fakten als auch in bezug auf die Deutung. Es handelt sich dabei um eine erweiterte und ausgeschmückte Version der

»Erinnerungen«, die er im Auftrag der NSDAP zusammengestellt hatte.¹¹⁸ Noch im Rückblick färbt die Bewunderung, die Kubizek für den früheren Freund hegte, sein Urteil. Ferner hat Kubizek eindeutig etliches erfunden, manche Passagen, ausgehend von Hitlers Bericht in »Mein Kampf«, gestaltet, und hin und wieder geriet er in die Nähe des Plagiats, wenn ihn sein Gedächtnis verließ.¹¹⁹ Ungeachtet aller Schwächen sind die Erinnerungen eine glaubwürdigere Quelle für Hitlers Jugend, als früher angenommen wurde, insbesondere wo sie gemeinsame Erfahrungen berühren, die Kubizeks eigene Interessen an der Musik und am Theater betreffen.¹²⁰ Zweifellos enthalten sie wichtige Gedanken zur Persönlichkeit des jungen Hitler und beleuchten Charakterzüge in einem frühen Stadium, die in späteren Jahren zu den hervorstechendsten Eigenschaften des Parteiführers und Diktators zählten.

August Kubizek, genannt »Gustl«, war ungefähr neun Monate älter als Adolf Hitler. Sie trafen einander per Zufall im Herbst 1905 in der Linzer Oper, nicht 1904, wie Kubizek behauptet.¹²¹ Seit einigen Jahren war Adolf Hitler ein fanatischer Bewunderer Richard Wagners¹²², und Kubizek teilte die Liebe zur Oper, insbesondere für die Werke des Bayreuther »Meisters«. Kubizek war leicht zu beeindrucken – Hitler war auf der Suche nach einer Person, die er beeindrucken konnte. Kubizek – nachgiebig, willensschwach, ergeben; Hitler – überlegen, bestimmend, beherrschend. Kubizek äußerte kaum je starke Gefühle. Hitler kannte ausschließlich starke Gefühle. »Er mußte eben sprechen«, erinnerte sich Kubizek, »und brauchte jemand, der ihm zuhörte.«¹²³ August Kubizek, der Sohn eines Handwerkers war, nicht die gleiche Schulbildung wie Hitler genossen hatte und sich ihm in bezug auf die soziale Herkunft und den Bildungsgrad unterlegen fühlte, war von Bewunderung für seine Redegabe erfüllt. Ob Hitler über die Unzulänglichkeiten der Beamten, Lehrer, des kommunalen Steuersystems, der Lotterien der öffentlichen Wohlfahrt, der Operaufführungen oder der öffentlichen Bauten in Linz einen Vortrag hielt, Kubizek war gefesselt wie nie zuvor.¹²⁴ Nicht nur was der Freund sagte, sondern wie er es sagte, übte eine große Anziehungskraft auf ihn aus.¹²⁵ Kubizek, der seine Jugend als ruhig und verträumt beschreibt, hatte in dem rechthaberischen, von sich überzeugten, »allwissenden« Hitler ein ideales Gegenüber gefunden. Es war eine perfekte Partnerschaft.

Wenn sie abends ins Theater oder in die Oper gingen, trugen sie ihren Sonntagsstaat: der bleiche, schwächliche junge Hitler, an der Oberlippe die Anfänge eines dünnen Schnurrbarts, mit schwarzem Mantel und

dunklem Hut mit der Attitüde eines Dandys. Zur Vervollständigung des Bildes trug er einen schwarzen Stock mit einem Knauf aus Elfenbein.¹²⁶ Nach der Vorstellung erging sich Hitler stets in hitzig-kritischen oder ausschweifend-begeisterten Tönen über die Inszenierung. Obwohl Kubizek musikalischer war und mehr über Musik wußte als Hitler, blieb er bei den »Gesprächen« der passive und fügsame Partner.

Hitlers Leidenschaft für Wagner kannte keine Grenzen.¹²⁷ Eine Vorstellung konnte ihn fast wie eine religiöse Erfahrung berühren und stürzte ihn in tiefempfundene, mystische Phantasien.¹²⁸ Wagner war für ihn das höchste künstlerische Genie, das Vorbild, dem es nachzueifern galt.¹²⁹ Er war hingerissen von Wagners kraftvollen Musikdramen, die eine »heroische«, entfernte, erhaben mystische germanische Vergangenheit wiedererweckten. »Lohengrin«, die Sage vom geheimnisumwitterten Gralsritter, Sinnbild des teutonischen Helden, den der Vater Parsifal von der Burg Montsalvat ausschickt, um die zu Unrecht verurteilte Elsa zu retten, die ihn aber schließlich verrät, war Hitlers erste Wagner-Oper und blieb ihm die liebste.¹³⁰

Wenn Hitler und Kubizek zusammenkamen, hatten sie noch wichtigere Themen als die Musik: die große Kunst und Architektur. Genauer gesagt, es war die Rede von Hitler als dem großen künstlerischen Genie. Der junge, dandyhafte Hitler verachtete die Vorstellung, für das tägliche Brot zu arbeiten.¹³¹ Er entzückte Kubizek mit Visionen von sich als einem großen Künstler und von Kubizek als einem führenden Musiker. Während Kubizek in der väterlichen Werkstatt schuftete, verbrachte Hitler seine Zeit mit Zeichnen und Träumen. Nach der Arbeit traf er mit Kubizek zusammen, und während die Freunde abends durch Linz wanderten, hielt er Kubizek Vorträge über die Notwendigkeit, die zentralen öffentlichen Bauten abzureißen, nezugestalten und zu ersetzen, und zeigte ihm zahllose Skizzen seiner Wiederaufbaupläne.¹³²

Die Scheinwelt schloß auch Hitlers Schwärmerei für ein Mädchen ein, das nicht einmal von seiner Existenz wußte. Stefanie, eine elegante junge Dame aus Linz, die am Arm der Mutter durch die Stadt promenierte und gelegentlich von einem Bewunderer unter den jungen Offizieren begrüßt wurde, war für Hitler ein Ideal, das er aus der Distanz verehrte, aber nie persönlich ansprach, eine Phantasiegestalt, die auf den großen Künstler warten würde, sobald der richtige Moment für die Eheschließung gekommen sei, nach der sie in der großartigen Villa leben würden, die er für sie entworfen hatte.¹³³

Einen weiteren Blick in die Phantasiewelt bieten Hitlers Zukunfts-

pläne, als die Freunde um 1906 gemeinsam ein Los der staatlichen Lotterie erwerben. Hitler war vom Gewinn des ersten Preises so überzeugt, daß er eine ausgeklügelte Vorstellung von ihrem künftigen Palast entwarf. Die beiden jungen Männer würden als Künstler leben, versorgt von einer Dame mittleren Alters, die ihren künstlerischen Anforderungen entspreche, und würden nach Bayreuth und Wien reisen und weitere künstlerisch inspirierte Ausflüge unternehmen. Adolf war von dem Gewinn so überzeugt, daß ihn maßlose Wut überkam, als der Traum zerplatzte.¹³⁴

Im Frühjahr 1906 überredete Hitler die Mutter, ihn bei einer ersten Reise nach Wien finanziell zu unterstützen, angeblich um die Gemäldegalerie im Hofmuseum zu studieren, wahrscheinlich wollte er sich den sehnlichen Wunsch erfüllen, die kulturellen Stätten der kaiserlichen Hauptstadt zu besichtigen. Zwei Wochen lang, vielleicht auch länger, spazierte er als Tourist durch Wien und nahm die vielen Attraktionen der Stadt in sich auf. Wo er übernachtete, ist unbekannt.¹³⁵ Die vier Postkarten an Kubizek und die Kommentare in »Mein Kampf« bezeugen die Faszination, die die Bauten und die Ringstraßenarchitektur auf ihn ausgeübt haben. Ansonsten verbrachte er die Zeit offenbar im Theater und in der Oper, wo Gustav Mahlers Inszenierungen von Wagners »Tristan« und »Der fliegende Holländer« die Vorstellungen auf der Linzer Provinzbühne in den Schatten stellten.¹³⁶ Nach seiner Rückkehr änderte sich zunächst nichts. Aber der Wien-Aufenthalt bestärkte ihn in seinem Vorhaben, an der Wiener Akademie für Bildende Künste Karriere zu machen.¹³⁷

Im Sommer 1907 nahm die Idee konkretere Formen an. Mit 18 Jahren hatte Adolf Hitler noch an keinem einzigen Tag seinen Lebensunterhalt verdient und setzte seine Existenz als »Drohne« ohne berufliche Perspektive fort. Trotz der Ratschläge der Verwandten, es sei an der Zeit, daß er Arbeit finde, überredete er die Mutter, ihn nach Wien zurückkehren zu lassen, dieses Mal mit der Absicht, in die Akademie einzutreten.¹³⁸ Welche Vorbehalte die Mutter auch geäußert hat, sicherlich hat sie die Aussicht auf systematische Studien an der Akademie in Wien, gemessen an der ziellosen Existenz des Sohnes in Linz, als eine positive Veränderung empfunden. Und um sein Auskommen brauchte sie sich nicht zu sorgen. Schließlich hatte Hitlers »Hanitante« – Tante Johanna – ihrem Neffen zur finanziellen Unterstützung des Kunststudiums 924 Kronen als Darlehen gegeben. Die Summe entsprach etwa dem Jahresgehalt eines jungen Rechtsanwalts oder Lehrers.¹³⁹

Zu diesem Zeitpunkt war die Mutter an Brustkrebs erkrankt. Bereits im Januar 1907 hatte sie sich operieren lassen, und im Frühjahr sowie im Frühsommer wurde sie häufig von dem jüdischen Hausarzt, Dr. Bloch, behandelt.¹⁴⁰ Klara Hitler – sie wohnte jetzt in Urfahr, einem Linzer Vorort – muß ernste Sorgen gehabt haben, nicht nur angesichts steigender Arztkosten, sondern auch um die elfjährige Tochter Paula, die noch daheim lebte und in der Obhut von Tante Johanna war, und um den geliebten Jungen Adolf, dessen Zukunft weiterhin ungewiß war. Adolf Hitler, von Dr. Bloch als großer, blasser und schwächerer Junge beschrieben, der »nach innen« lebte, war gewiß um die Mutter besorgt. Zu Jahresanfang bezahlte er die Rechnung von 100 Kronen für den zwanzigtägigen Krankenhausaufenthalt.¹⁴¹ Er weinte, als Dr. Bloch ihm und der Schwester die schlechte Nachricht mitteilte, die Mutter habe nur geringe Chancen, die Krebserkrankung zu überleben.¹⁴² Hitler pflegte sie während ihrer Krankheit und litt selbst angesichts der starken Schmerzen, die sie aushalten mußte.¹⁴³ Als Sohn trug er offensichtlich die Verantwortung für jede Entscheidung, die bei ihrer Pflege zu treffen war.¹⁴⁴ Trotz der zunehmend schlechteren Verfassung der Mutter setzte Hitler die Pläne, nach Wien zu ziehen, in die Tat um. Anfang September 1907 verließ er Linz Richtung Hauptstadt, rechtzeitig genug, um an der Aufnahmeprüfung der Akademie für Bildende Künste teilzunehmen.

Die Zulassung zur Prüfung selbst hing von einem Eingangstest ab, dem die Einschätzung der von den Kandidaten eingereichten Arbeitsproben zugrunde lag. »Ausgerüstet mit einem dicken Pack von Zeichnungen«, sei Hitler, wie er später schrieb, zu Hause abgefahren.¹⁴⁵ Er war einer von 113 Kandidaten und bekam die Zulassung zur eigentlichen Prüfung. Nach dem ersten Test mußten 33 Kandidaten ausscheiden.¹⁴⁶ Anfang Oktober absolvierte er zwei schwierige dreistündige Prüfungen, wobei die Kandidaten Zeichnungen nach festgelegten Themen anfertigen mußten. Nur 28 Kandidaten bestanden. Hitler war nicht dabei. Das Urteil lautete: »Probez.(eichnung) ungenügend, wenig Köpfe.«¹⁴⁷

Dem äußerst selbstbewußten Adolf Hitler war es offensichtlich nie eingefallen, er könne bei der Aufnahmeprüfung an der Akademie durchfallen. Er war, wie er in »Mein Kampf« schrieb, »überzeugt, die Prüfung spielend bestehen zu können. (...) Ich war vom Erfolg so überzeugt, daß die mir verkündete Ablehnung mich wie ein jäher Schlag aus heiterem Himmel traf.«¹⁴⁸

Auf der Suche nach einer Erklärung erfuhr er vom Rektor der Akademie, er sei zweifellos ungeeignet für die Malerschule, aber er besitze unzweideutig ein Talent für die Architektur. Hitler verließ die Unterredung, »zum ersten Male in meinem jungen Leben uneins mit mir selber«. Nachdem er ein paar Tage über sein Schicksal nachgedacht habe, sei er zu dem Schluß gelangt, das Urteil des Rektors treffe zu, und »daß ich einst Baumeister werden würde«, doch er unternahm darauf und auch später nichts, das große Hindernis für die Aufnahme eines Architekturstudiums, etwa durch den Erwerb des Abiturs, aus dem Weg zu räumen.¹⁴⁹ In Wirklichkeit ist Adolf Hitler wahrscheinlich nicht so rasch auf die Füße gefallen, wie er selbst es glauben wollte, und die zweite Bewerbung um die Zulassung zur Malerschule im folgenden Jahr weckt einigen Zweifel an der Version, er habe wie vom Blitz getroffen erkannt, seine Zukunft liege im Beruf des Architekten. Auf jeden Fall war die Ablehnung durch die Akademie ein so harter Schlag für seinen Stolz, daß er sie geheimhielt. Er vermied es, Kubizek oder der Mutter von dem Mißerfolg zu erzählen.¹⁵⁰

Inzwischen lag Klara Hitler im Sterben. Auf die starke Verschlechterung ihres Zustandes hin kehrte Hitler aus Wien zurück, um Ende Oktober von Dr. Bloch zu erfahren, daß der Zustand der Mutter hoffnungslos sei.¹⁵¹ Die Nachricht hatte ihn zutiefst getroffen, und er bewies großes Pflichtbewußtsein. Sowohl die Schwester Paula als auch Dr. Bloch bezeugten später die ergebene und »unermüdliche« Sorge um die sterbende Mutter.¹⁵² Trotz Dr. Blochs unentwegter medizinischer Betreuung verschlechterte sich Klaras Zustand im Laufe des Herbstes zusehends. Am 21. Dezember 1907 schief die 47jährige in Frieden ein.¹⁵³ Obwohl er viele Szenen am Totenbett gesehen hatte, erinnerte sich Dr. Bloch: »Ich habe noch nie einen vom Schmerz so gebrochenen Menschen gesehen wie Adolf Hitler.«¹⁵⁴ In »Mein Kampf« schreibt Hitler: »Es war der Abschluß einer langen, schmerzhaften Krankheit, die von Anfang an wenig Aussicht auf Genesung ließ. Dennoch traf besonders mich der Schlag entsetzlich.«¹⁵⁵

Nach dem Tod der Mutter fühlte er sich allein und vereinsamt.¹⁵⁶ Er hatte die einzige Person verloren, für die er je Zuneigung und Wärme empfunden hatte.

»Not und harte Wirklichkeit zwangen mich nun«, behauptete Hitler später, »einen schnellen Entschluß zu fassen. Die geringen väterlichen Mittel waren durch die schwere Krankheit der Mutter zum großen Teile verbraucht worden; die mir zukommende Waisenpension genügte

nicht, um auch nur leben zu können, also war ich nun angewiesen, mir irgendwie mein Brot selber zu verdienen.«¹⁵⁷

Als er nach dem Tod der Mutter zum drittenmal nach Wien zurückgekehrt sei, um jetzt einige Jahre dort zu bleiben, habe er den alten Trotz und die Entschlossenheit wiedergefunden: »Ich wollte Baumeister werden, und Widerstände sind nicht da, daß man vor ihnen kapituliert, sondern daß man sie bricht.« Er behauptete, er sei aufgebrochen, die Hindernisse zu überwinden, angeregt vom Beispiel des Vaters, der kraft eigener Anstrengung aus armen Verhältnissen bis zum Regierungsbeamten aufgestiegen sei.¹⁵⁸

In Wirklichkeit war dank der sparsamen Haushaltsführung der Mutter – unterstützt durch nicht unbeträchtliche Beträge ihrer Schwester Johanna – mehr als genug Geld übrig, um die hohen Arztkosten sowie das relativ teure Begräbnis zu bestreiten.¹⁵⁹ Schließlich war Hitler keineswegs mittellos. Es bestand keine Notwendigkeit für ihn, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Gewiß reichte die monatliche Waisenrente von 25 Kronen, die er und seine jüngere Schwester Paula, die jetzt bei der Halbschwester Angela und deren Mann Leo Raubal aufwuchs, bezogen, kaum aus, um Hitlers Unterhalt im inflationsgeschüttelten Österreich zu sichern. Und abgesehen vom Zinsertrag kamen Adolf und Paula an das väterliche Erbe nicht vor der Vollendung des 24. Lebensjahres heran. Aber die Hinterlassenschaft der Mutter – nach Abzug der Bestattungskosten eine Summe von rund 2000 Kronen – wurde zwischen den beiden Minderjährigen aufgeteilt. Zusammen mit der Waisenrente genügte Adolfs Anteil, um ihn in Wien ein Jahr ohne Arbeit über Wasser zu halten.¹⁶⁰ Darüber hinaus verfügte er über den Rest des großzügigen Darlehens der Tante. Zwar genoß er kaum die finanzielle Sicherheit, die ihm manch einer zugesprochen hat.¹⁶¹ Aber alles in allem war seine finanzielle Position während der Zeit in Wien um einiges besser als die der meisten richtigen Studenten.¹⁶²

Überdies hatte Hitler es weniger eilig, Linz zu verlassen, als er in »Mein Kampf« andeutet. Obwohl seine Schwester mehr als 40 Jahre später behauptete, er sei binnen weniger Tage nach dem Tod der Mutter nach Wien gezogen, ist seine Anwesenheit in Urfahr noch Mitte Januar und Mitte Februar 1908 verbürgt.¹⁶³ Wenn er nicht, was unwahrscheinlich ist, in der Zwischenzeit kurz nach Wien reiste, ist er offenbar nach dem Tod der Mutter noch mindestens sieben Wochen in Urfahr geblieben.¹⁶⁴ Das Haushaltsbuch der Familie deutet darauf hin, daß er den endgültigen Absprung von Linz nicht vor Mai geschafft hat.¹⁶⁵

Im Februar 1908 kehrte er wirklich nach Wien zurück, jedoch nicht, um mit aller Kraft die Weichen für den Architektenberuf zu stellen, sondern um ins träge, faule und bequeme Leben zurückzugleiten, das er vor dem Tod der Mutter geführt hatte. Die Eltern Kubizeks bedrängte er so lange, bis sie schließlich ihrem Sohn widerwillig erlaubten, die Arbeit in der familieneigenen Polsterei aufzugeben, damit er zusammen mit Hitler in Wien leben und Musik studieren könne.¹⁶⁶

Der Fehlschlag bei der Bewerbung um einen Platz an der Akademie und der Tod der Mutter innerhalb von weniger als vier Monaten am Ende des Jahres 1907 waren für den jungen Hitler eine niederschmetternde Erfahrung. Unvermittelt war er aus dem Traum vom mühelosen Weg zum Ruhm eines großen Künstlers gerissen geworden. Und fast zur gleichen Zeit hatte er die einzige Person verloren, auf deren Zuneigung er angewiesen war. Die künstlerischen Phantasien wirkten fort. Allein der Gedanke an eine Alternative – etwa in Linz eine geregelte Arbeit anzunehmen – schreckte ihn. Eine Nachbarin in Urfahr, die Witwe des dortigen Posthalters, erinnerte sich später: »Als ihn der Herr Postmeister eines Tages frug was er eigentlich einmal werden wolle und ob er nicht zur Post kommen möchte, erwiderte er, daß es seine Absicht sei einmal ein großer Künstler zu werden. Und als man ihm hierauf zu bedenken gab, daß hiezu die nötigen geldlichen Mittel und persönlichen Beziehungen fehlten, da gab er kurz zur Antwort: ›Makart und Rubens haben sich aus ärmlichen Verhältnissen emporgearbeitet.«¹⁶⁷

Wie er den Künstlern nacheifern könnte, war völlig ungewiß. Seine einzige Hoffnung war die Wiederholung der Aufnahmeprüfung an der Akademie im folgenden Jahr. Er muß gewußt haben, daß er keine allzu guten Chancen hatte. Aber er unternahm nichts, um sie zu verbessern. Inzwischen mußte er in Wien durchkommen.

Trotz der drastischen Veränderung seiner Aussichten und Umstände änderte Hitler sein Leben – die unsichere Existenz einer egoistischen Phantasiewelt – keineswegs. Der Wegzug aus der behaglichen Linzer Provinzialität in den politischen und kulturellen Schmelztiegel Wiens kennzeichnete dennoch einen wichtigen Übergang. Die Erfahrungen, denen der junge Hitler in der österreichischen Hauptstadt ausgesetzt war, prägten sich ihm unauslöschlich ein und bestimmten entscheidend die Ausbildung seiner Vorurteile und Phobien.

ZWEITES KAPITEL

Der Aussteiger

»Wo immer ich ging, sah ich nun Juden,
und je mehr ich sah, um so schärfer sonder-
ten sie sich für das Auge von den anderen
Menschen ab.«

Hitler in »Mein Kampf«

»Hitler war in jenen Tagen keineswegs ein
Judenhasser. Das wurde er erst später.«

Reinhold Hanisch, 1909/1910 ein Freund Hitlers

»Das danke ich der damaligen Zeit, daß ich hart geworden bin und hart sein kann.« Damit meinte Hitler die seit Februar 1908 in Wien zugebrachten Jahre, bevor er im Mai 1913 die österreichische Hauptstadt Richtung München verließ, um in Deutschland ein neues Leben zu beginnen. Das »Muttersöhnchen« hatte die »weichen Daunen« und den Genuß des sorglosen Lebens in Linz verloren. Statt sich an »der Hohlheit des gemächlichen Lebens« zu freuen, war Adolf Hitler jetzt »in die Welt des Elends und der Armut« geworfen, und zwar mit »Frau Sorge« als neuer Mutter. Während er als Häftling in der Festung Landsberg 1924 »Mein Kampf« diktierte, rief Wien in ihm nur »trübe Gedanken« an die »traurigste Zeit« seines Lebens wach.

Für die Herausbildung des Charakters und der politischen Philosophie seien die Jahre in Wien entscheidend gewesen, betonte Hitler.

»In dieser Zeit sollte mir auch das Auge geöffnet werden für zwei Gefahren, die ich beide vordem kaum dem Namen nach kannte (...): Marxismus und Judentum.«

Weiter behauptete er, bei der Ankunft in der Stadt von sozialer wie politischer Naivität gewesen zu sein, aber an deren Stelle sei »eine Weltanschauung« getreten, die »zum granitenen Fundament« seines politischen Kampfes geworden sei.¹ Der eigene Bericht über die Jahre, der in »Mein Kampf« über zwei Kapitel verteilt ist², beschreibt anschaulich, wie Entbehrung, bittere Armut, Leben am sozialen Abgrund der Gesellschaft und eifriges Studium ihm zu politischem Verständnis verhalfen und seine »Weltanschauung« entscheidend formten. »Wien aber war und blieb für mich die schwerste, wenn auch gründlichste Schule meines Lebens«, schrieb Hitler mehr als ein Jahrzehnt, nachdem er die Stadt verlassen hatte.³

Wie immer bei öffentlichen Aussagen schrieb er um der Wirkung willen. Der fehlgeschlagene Putsch und der nachfolgende Prozeß, den Hit-

ler in einen Propaganda-Triumph umgemünzt hatte, hatten ihn 1924 bei der nationalistischen Rechten mittlerweile berühmt gemacht. Zugleich war die NS-Partei verboten und die »völkische« Bewegung hoffnungslos gespalten. In »Mein Kampf« suchte Hitler den alleinigen und unumstrittenen Anspruch auf die Führung der »völkischen« Rechten zu etablieren. Als dessen Grundlage diente ihm das »heroische« Bild eines Genies, dessen einzigartige Persönlichkeit und »Weltanschauung« aus dem »Triumph der Willenskraft« über widrige Umstände hervorgegangen seien. Das war überwiegend Legende. Nationale Führer, die wie Bismarck oder Churchill aus den traditionell herrschenden Schichten stammten und entsprechend geprägt waren, werfen im Hinblick auf ihre frühen Jahre nur wenig Rätsel auf. Der krasse Gegensatz zwischen Hitlers anfänglicher Anonymität, verschärft durch sein Verschwinden im Dunkel der Wiener Obdachlosenheime, und der späteren Erhebung zum Halbgott lud sowohl zu Mythenbildung als auch zum Gegenteil ein.

Die autobiographischen Partien von »Mein Kampf« hat Hitler folglich nicht mit Blick auf faktische Korrektheit verfaßt, sondern nur hinsichtlich ihrer politischen Zweckmäßigkeit. Eine genaue Rekonstruktion von Hitlers Zeit in Wien ist nicht leicht.⁴ Abgesehen von den Belegen in »Mein Kampf«, beruht sie auf den unterschiedlich fragwürdigen Aussagen von vier Männern: August Kubizek, Reinhold Hanisch, Karl Honisch (den man trotz des ähnlichen Namens nicht mit Hanisch verwechseln darf) und eines weiteren flüchtigen Bekannten, der anonym geblieben ist. Jeder kannte Hitler, als dieser in Wien lebte, nur für kurze Zeit.⁵ Die meisten Historiker, die über diesen Abschnitt von Hitlers Leben schreiben, haben einen fünften, vermeintlichen Augenzeugenbericht benutzt, verfaßt von Josef Greiner. Wie die anderen Texte viele Jahre nach den Ereignissen zusammengestellt, ist der Text tatsächlich zum größten Teil, wenn nicht zur Gänze erfunden, zudem voller Fehler und so unglaubwürdig, daß er ausscheidet.⁶ Viele, darunter zum Teil wichtige Einzelheiten aus Hitlers Wiener Jahren sind nicht zu klären. Nicht zuletzt Umstand und Entstehung von Hitlers »Weltanschauung« sind nicht so gesichert, wie es sein Bericht nahelegt. Ungeachtet der offenen Fragen, ist unstrittig, daß die Wiener »Schule« Hitlers Entwicklung entscheidend beeinflußt hat.

I

Die Stadt, in der Hitler die nächsten fünf Jahre verbrachte, war eine außergewöhnliche Hauptstadt. Weit mehr als in jeder anderen europäischen Metropole konzentrierten sich in Wien wie unter einem Brennglas die sozialen, kulturellen und politischen Spannungen, die den Wendepunkt einer Ära, den Untergang der Welt des 19. Jahrhunderts, signalisierten.⁷ Sie haben den Charakter des jungen Hitler geformt.⁸

Das Wien in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts war eine Stadt der Widersprüche. Die Hauptstadt erstrahlte in kaiserlicher Größe, blendete mit Prunk und Pracht, von ihr gingen kulturelles Flair und intellektuelle Leidenschaft aus. Hinter den glanzvollen fürstlichen Schlössern, imposanten Stadtpalästen, eleganten Cafés, weitläufigen Parks und großartigen Boulevards, hinter dem ganzen Gepränge und Geglitzter lagen einige der ärmsten und menschlich elendsten Viertel Europas.

Wien war durchtränkt von bürgerlicher Solidität und Respektabilität, Selbstgerechtigkeit, moralischer Rechtschaffenheit, verfeinerten Manieren und korrekter Etikette. Unter der Oberfläche wucherten Laster, Prostitution und Kriminalität. Die Stadt nannte die Vorreiter der Avantgarde ihr eigen, die Vorreiter der Innovation und der Moderne, und übertraf in der Brillanz des kulturellen und intellektuellen Lebens sogar Paris und Berlin. Traditionalismus und populäres Philistertum waren heftige Widersacher der modernen Kunst, deren Vertreter wie Gustav Klimt und die Sezessionskünstler, wie Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal, Gustav Mahler, Arnold Schönberg, Otto Wagner und Sigmund Freud durch ihre künstlerischen und intellektuellen Leistungen unauslöschlich mit der Stadt verbunden sind. Die lange Regierungszeit Franz Josephs auf dem Thron der Habsburger sprach für die Stabilität eines alten Reiches. In Wirklichkeit war es von modernen nationalistischen und ethnischen Konflikten zerrissen, mit sich selber uneins, im steten Kampf mit den neuen sozialen und politischen Kräften, dem Verfall anheimgegeben. Angst und Sorge lagen in der Luft. Die deutschsprachigen Wiener sahen ihre Errungenschaften und Kultur, ihren Lebensstandard und Status bedroht. Die liberalen Bürger blickten pessimistisch in die Zukunft, bedroht von den neuen Kräften der politischen Massenbewegungen und der Demokratie. Einzelhändler und Handwerker waren verärgert über die Kaufhäuser, die großen Geschäfte und die moderne Massenproduktion. Auch der Aufstieg der organisierten Arbeiterschaft erinnerte sie an Marx' Prophezeiung, wonach sie zum

Abrutschen ins Proletariat verdammt seien. Die Stimmung von Auflösung und Verfall, Sorge und Ohnmacht, das Gefühl, die alte Ordnung würde verschwinden, war greifbar.⁹

Es war ein leichtes, die ohnmächtige Angst und Wut in Rassenhaß, vor allem in Haß auf Juden, das »übernationale Volk des Vielvölkerstaates« zu verwandeln.¹⁰ Der von Hitler bewunderte, ungekrönte »König von Wien«, Oberbürgermeister Karl Lueger, und die lokale Boulevardpresse, die Hitler mit Vorliebe las, waren darin wahre Meister.¹¹ Keine Großstadt außer Berlin war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts so rasch gewachsen wie Wien. Zwischen 1860 und 1900 war die Bevölkerung auf das Zweieinhalbfache angestiegen – viermal so viel wie Paris oder London.¹² Weniger als 50 Prozent der 1 674 957 Einwohner, die Wien im Jahre 1900 zählte, stammten aus der Stadt selbst.¹³ Viele waren Zuwanderer aus den östlichen Teilen des großen Reiches mit seinen mehr als 50 Millionen Einwohnern und der ethnischen Mischung aus Deutschen, Tschechen, Slowaken, Polen, Ruthenen, Slowenen, Serben, Kroaten, Italienern, Rumänen und Ungarn. Darunter war die starke Minderheit der Juden. Die jüdische Bevölkerung Wiens übertraf zu der Zeit zahlenmäßig die aller anderen deutschen Städte. In der Mitte des 19. Jahrhunderts hatten in Wien nur wenig mehr als sechstausend Juden gelebt, was etwa zwei Prozent der Bevölkerung entsprach. Bis 1910 war ihre Anzahl auf 175 318, das heißt auf 8,6 Prozent der Bevölkerung gestiegen.¹⁴ Wie in Deutschland waren Juden im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung unter Freiberuflern, Universitätsangehörigen, Journalisten, Künstlern, im Handel und im Bankwesen stärker vertreten.¹⁵ Und wie in Deutschland hatten sie ihre Assimilation an die bürgerlich-liberale Gesellschaft und deutsche Kultur vorangetrieben.¹⁶ Wie in anderen osteuropäischen Städten gab es eine Schicht armer Juden. Viele stammten aus Galizien oder waren vor den Pogromen in Rußland geflohen. Die Lehren des Marxismus und des Zionismus, dessen Gründer, Theodor Herzl, in Wien aufgewachsen war, fanden hier einigen Widerhall.¹⁷ Die ärmeren Juden lebten in der Altstadt, und insbesondere in den heruntergekommenen Bezirken im Norden Wiens. In der Leopoldstadt, am Platz des alten Ghettos, war ein Drittel der verarmten Bevölkerung jüdischer Herkunft, die meisten arbeiteten als kleine Händler und Hausierer und waren meist mit dem traditionellen Kaftan und schwarzem Hut gekleidet. In der benachbarten Brigittenau, dem entmutigenden Bezirk, in dem Hitler die letzten drei Wiener Jahre verbrachte, waren 17 Prozent der Bevölkerung

Juden.¹⁸ Abgestoßen vom »Rassenkonglomerat« in Wien, schrieb er später: »Mir erschien die Riesenstadt als die Verkörperung der Blutschande.«¹⁹

Auf dem Thron der Habsburger demonstrierte Kaiser Franz Joseph Unveränderlichkeit in einer sich verändernden Welt. Das Leben in der Hofburg oder auf dem Sommersitz Schloß Schönbrunn hielt an der Pracht vergangener Jahrhunderte fest. Die Macht in dem ausgedehnten, multi-ethnischen Reich zwischen Karpaten und Adria übten noch immer Minister aus, die Abkömmlinge traditionsreicher adliger Familien waren und vom Kaiser persönlich ernannt wurden. Hinter der Fassade bröckelte das Gebäude. Neue soziale und politische Druckwellen untergruben die Fundamente.

Die an Schärfe zunehmenden inneren Widersprüche setzten dem Reich zu. Nach der Niederlage im »deutschen Bruderkrieg« von 1866 hatte die komplexe Verfassungsreform den Führern der Magyaren ein Jahr später nahezu die Autonomie in der ungarischen Hälfte der Doppelmonarchie gewährt und zu einem Aufwallen nationalistischer Gefühle geführt. Die Slawen äußerten zunehmend ihr Mißfallen über die fortgesetzte Dominanz der Magyaren und über die deutschsprachige Minderheit in der österreichischen »Reichshälfte«, die hier auch nur etwa ein Drittel der Bevölkerung umfaßte.²⁰ Die deutschen Österreicher, im Verhältnis viel wohlhabender, im Besitz von Positionen und Macht, verteidigten ihre Vorteile mit wachsender Aggressivität. Allein der Versuch eines Zugeständnisses an nationale Forderungen verschärfte die Spannungen wie zum Beispiel der Vorschlag anlässlich der Badeni-Reformen von 1897, die tschechische Sprache in Böhmen und Mähren der deutschen Sprache gleichzustellen.²¹ Zu Beginn des neuen Jahrhunderts schlugen sich die Gegensätze in scharfen Auseinandersetzungen politischer Massenbewegungen nieder, die an die Stelle der liberalen Klientelpolitik der bürgerlichen Notabeln getreten waren. Sie drohten, das labile Gleichgewicht im Reich und den Schein imperialer Einheit zu zerstören, die der König-Kaiser in Personalunion repräsentierte.

Die Würde des Parlaments, des Reichsrats, in dem die Deutschen nach der Einführung des allgemeinen Männerwahlrechts im Jahr 1907 nicht mehr die stärkste nationale Gruppe stellten²², war von den Schmähreden und der bedrohlichen Rhetorik nationalistischer Fanatiker unterhöhlt.²³ In den Sitzungen herrschte zuweilen das Chaos – eine explosive Mischung aus nationalistischer und klassenkämpferischer Politik, welche die Aussprache häufig zu einer wirren Farce werden ließ. Im

Februar 1909 bei der Vorlage eines Gesetzes, das erneut in Böhmen die Gleichstellung des Tschechischen mit dem Deutschen vorsah, mußte die Regierung die Vorlage zurückziehen und die Sitzungsperiode des Parlaments für beendet erklären. Denn angesichts einer Kakophonie von Rasseln, Glocken, Spielzeugtrompeten und schlagenden Pultdeckeln war an die Fortführung der Debatte nicht zu denken. Es kam zu Prügeleien und chaotischen Szenen, während die zerstrittenen Abgeordnetengruppen inmitten des Tumults parallel ihre Nationalhymnen anstimmten.²⁴ Die einzige Möglichkeit zur Verabschiedung von Gesetzen war der Kuhhandel zwischen den zahlreichen im Reichsrat vertretenen Interessen und Fraktionen. Das ungebührliche Spektakel zankender Deputierter, die vielsprachig Verwünschungen ausstießen und Schläge austauschten, war für den Beobachter ein befremdliches Schauspiel.²⁵ Ganz sicher hat es Adolf Hitler, den jungen Anhänger eines alldeutschen Nationalismus, mit dauerhafter Verachtung, ja Abscheu gegenüber dem Parlamentarismus erfüllt, die sich entluden, als er mehr als anderthalb Jahrzehnte später in »Mein Kampf« von den Wiener Erlebnissen berichtete.²⁶

Die größte Verantwortung, die schroffe, nationalistische Agitation ins Parlament getragen zu haben, trägt Georg Ritter von Schönerer. Als Sohn wohlhabender Eltern 1842 in Wien geboren, wurde er Verwalter von Gütern im Waldviertel, jener ärmlichen Region an der Grenze zu Böhmen, in der Hitlers Vorfahren als Kleinbauern gelebt hatten. Schönerer bewies Tüchtigkeit, betrieb eine umfassende Modernisierung und behandelte die Untergebenen mit Wohlwollen. Tief betroffen hatte er mit 24 Jahren 1866 die Niederlage Österreichs gegen Preußen bei der Schlacht von Königgrätz erlebt. Den Ausschluß aus dem Deutschen Bund sah er als Schmach, empfand glühende Verehrung für Bismarck und agitierte schließlich für die »Wiedervereinigung« Österreichs mit dem Deutschen Reich. In den siebziger Jahren war er als Sprachrohr der deutschen Kleinbauern und radikalisierten Handwerker erstmals ins Rampenlicht getreten und hatte die Gewinnsucht des Großkapitals und der liberalen Laisser-faire-Wirtschaft gegeißelt.²⁷ Sein Programm umschloß schon früh bezeichnende Eigenschaften des Nationalsozialismus – in erster Linie einen radikalen deutschen Nationalismus, womit die Vorrangstellung und Überlegenheit alles Deutschen gemeint war, Sozialreformen, eine illiberale Demokratie und den Rassenantisemitismus. Schönerer, »der mächtigste und konsequenteste Antisemit, den Österreich«²⁸ vor Hitler hervorgebracht hat, nutzte den Antisemitismus als

Bindemittel für seine illiberale, antisozialistische, antikatholische und gegen Habsburg gerichtete Ideologie. Schon im nationalistischen Linz hatte Hitler das Bekenntnis Schönereers aufgesaugt. Der »Heil«-Gruß, der Titel »Führer« (den Schönereer sich selbst verliehen hatte und mit dem ihn die Anhänger anredeten) und Intoleranz gegen jede Form demokratischer Beschlußfassung in seiner Bewegung gehörten zu den Elementen des Schönereer-Erbes, die Hitler später in der NSDAP übernahm.²⁹

Zur Zeit von Hitlers Ankunft in Wien ging die öffentliche Unterstützung für Schönereer zurück. Er hatte niemals einer Massenpartei das Wort geredet, in dem Glauben, ein »Durchbruch« werde wie immer in der Geschichte von einer loyalen Elite ausgehen.³⁰ Die größte Anziehungskraft hatte er auf Studenten und Vertreter des national gesonnenen Mittelstandes ausgeübt.³¹ Schönereers Programm, das Hitler später beipflichtend erwähnte, wurde stets kompromißloser. Die Radikalisierung zeigte sich in den Forderungen nach einem Zusammenschluß mit Deutschland, in der Verehrung Kaiser Wilhelms II. und des Deutschen Reiches, in der »Weg-von-Rom« Kirchenpolitik und in den Attacken auf den Vielvölkerstaat der Habsburger, alles verbrämt durch einen aufgeputzten Rassenantisemitismus.³² Obwohl Hitler Schönereers politische Philosophie für richtig hielt, hat er ihm später vorgehalten, den sterilen Parlamentarismus mitgemacht und die katholische Kirche gegen sich aufgebracht zu haben. Vor allem kritisierte er die Vernachlässigung der Massen.³³ In dem Punkt lernte Hitler bereitwillig von seinem zweiten Helden in der österreichischen Politik, dem Wiener »Volkstribun« Karl Lueger.

Der Aufstieg von Luegers Christlichsozialer Partei hatte Hitler tief beeindruckt.³⁴ Anfänglich ein Anhänger Schönereers, bewunderte er Lueger immer mehr, was hauptsächlich an der Präsentation der Politik lag. Während Schönereer die Massen vernachlässige, lege Lueger, wie Hitler zustimmend festhielt, das Augenmerk seiner politischen Tätigkeit auf »die Gewinnung von Schichten, deren Dasein bedroht war«, das heißt »des kleinen und unteren Mittel- und Handwerkerstandes«.³⁵ Mit einer berausenden Mischung aus populistischer Rhetorik und kalkulierter Demagogik appellierte Lueger an die strenggläubigen Katholiken und das wirtschaftliche Eigeninteresse des deutschsprachigen unteren Mittelstandes, der die Kräfte des internationalen Kapitalismus, der marxistischen Sozialdemokratie und des slawischen Nationalismus als Bedrohung empfand. Um Anhänger für seine politische Botschaft aus

unterschiedlichen Gruppen zu gewinnen, nutzte Lueger wie Schönerer das Vehikel des Antisemitismus, der bei den wirtschaftlich notleidenden Handwerkern starken Zulauf hatte. Diese waren nur zu gern bereit, ihrem Groll auf die jüdischen Finanziere und die wachsende Anzahl von Hinterhofhändlern und Hausierern aus Galizien Luft zu machen. In den achtziger Jahren hatte Lueger Schönerers Gesetzesvorlage unterstützt, die die jüdische Zuwanderung nach Wien beschränken sollte.³⁶ Luegers Antisemitismus war, anders als der Schönerers, eher funktional und pragmatisch als ideologisch: »Wer a Jud ist, bestimm i!« lautete ein Satz, der ihm gemeinhin zugeschrieben wurde.³⁷ Das war nicht doktrinär rassistisch, eher politisch und wirtschaftlich gemeint – ein Deckmantel für den Angriff auf Liberalismus und Kapitalismus.³⁸

Doch es verriet die gleiche Verachtung. In einer Rede hatte Lueger 1890 widerspruchslos die Bemerkung eines der wildesten Antisemiten in Wien zitiert, wonach das »Judenproblem« gelöst werde, und man der Welt einen Dienst erweise, wenn alle Juden auf ein großes Schiff geschafft würden und dieses auf hoher See versenkt werde.³⁹ Als Kaiser Franz Joseph schließlich 1897 gezwungen war, die frühere Weigerung zurückzunehmen und den »schönen Karl« zum Oberbürgermeister von Wien zu ernennen, hatte dieser den offenen Antisemitismus in einer Programmatik aus Sozialreformen, Stadterneuerung, populistischem Demokratieverständnis und Habsburger-Treue sublimiert, alles zusammengehalten von einem volkstümlichen Katholizismus.⁴⁰ An ätzender Schärfe büßte der Antisemitismus Luegers nichts ein – im Geist unterschied er sich nur wenig von dem Gift, das Hitler in den zwanziger Jahren in den Münchner Bierkellern versprühte. So sprach Lueger 1899 bei einer Rede unter donnerndem Applaus von Juden, die durch die Kontrolle des »Großkapitals« und der Presse auf die Massen »einen Terrorismus aus(üben), wie er ärger nicht gedacht werden kann. Es handelt sich uns darum in Österreich vor allem um die Befreiung des christlichen Volkes aus der Vorherrschaft des Judenthums.«⁴¹ Bei anderer Gelegenheit erklärte er, »Wölfe, Löwen, Panther, Leoparden, Tiger« seien »Menschen gegenüber diesen Raubtieren in Menschengestalt.«⁴² Für die Aufhetzung zum Judenhaß zur Rede gestellt, erwiderte Lueger, der Antisemitismus werde »zugrunde gehen, aber erst dann, wenn der letzte Jude zugrunde gegangen ist.«⁴³ Auf den Vorwurf, es sei ihm einerlei, ob man die Juden hänge oder erschieße, stellte Lueger richtig: »Köpft! habe ich gesagt.«⁴⁴

Hitler kam 1908 in das Wien Luegers. Zwei Jahre später gehörte er nach Luegers Tod zu den Abertausenden, die den vorüberziehenden Begräbniszug als Augenzeugen verfolgten.⁴⁵ Luegers katholisches und Habsburg-freundliches Programm reizte ihn wenig. In einem späteren Urteil kritisierte er Luegers seichten und künstlichen Antisemitismus, auf dessen Grundmauern die Christlichsoziale Partei errichtet worden war.⁴⁶ Von der Politik des Wiener Oberbürgermeisters lernte er die Beherrschung der Massen, die Bildung einer Bewegung »zur Erreichung seiner Absichten« und den Gebrauch der Propaganda, um »die seelischen Instinkte der breiten Masse« zu beeinflussen.⁴⁷

Nach dem Niedergang des Liberalismus war die Sozialdemokratie neben dem Nationalismus und den Christlichsozialen die dritte politische Massenbewegung in Wien. Auch in der Hinsicht hinterließen Hitlers Wiener Jahre bleibende Eindrücke, denn die Angst vor der organisierten Arbeiterschaft geht auf diese Zeit zurück.

Bei den Wahlen von 1891, drei Jahre nach ihrer Gründung, hatte die Sozialdemokratische Arbeiterpartei keine Mandate errungen.⁴⁸ 1907, als Hitler nach Wien zog, gewann sie bei dem ersten nach dem allgemeinen Männerwahlrecht abgehaltenen Urnengang 87 von 516 Sitzen im Reichsrat.⁴⁹ Das reichte zwar nicht zur Kontrolle des Parlaments, aber ein Drittel der Stimmen in Luegers Domäne Wien und 41 Prozent aller Stimmen in Böhmen waren ein beeindruckendes Ergebnis.⁵⁰ Angeführt von Viktor Adler, der einer wohlhabenden jüdischen Familie aus Prag entstammte, war die Partei einem marxistischen Programm verpflichtet. Dessen Erfüllung sah sie, gemäß der revisionistischen Theorien von Eduard Bernstein, in einer evolutionären Veränderung der Verhältnisse im Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn.⁵¹ Die Sozialdemokraten standen für Internationalismus trotz des immer deutlicheren Schismas zwischen deutschen und tschechischen Sozialdemokraten⁵², für allgemeine, gleiche und direkte Wahlen, Grundrechte für Arbeiter und Gewerkschaften, die Trennung von Staat und Kirche und für eine Volksarmee.⁵³ Kein Wunder, daß der junge Hitler die Sozialdemokraten mit buchstäblich jeder Faser seines Körpers haßte. Aber die Organisationskraft und der Aktivismus beeindruckten ihn.⁵⁴ Im Herbst 1905 hatten Agitationen der Sozialdemokraten Kaiser Franz Joseph dazu gebracht, dem allgemeinen Männerwahlrecht zuzustimmen, im Gefolge der Zugeständnisse des Zaren nach der Februarrevolution im selben Jahr.⁵⁵ Die Demonstration von nahezu einer Million Arbeiter, die mit roten Armbinden Ende November 1905 durch Wien zog, brauchte

für den Vorbeimarsch am Parlamentsgebäude vier Stunden.⁵⁶ Ein paar Jahre später war Hitler von einem ähnlichen Schauspiel tief beeindruckt: »Mit unruhiger Beklommenheit« sah er

»die Masse der nicht mehr zu ihrem Volke zu Rechnenden anschwellen zu einem bedrohlichen Heere.

Mit welch anderen Gefühlen startete ich nun in die endlosen Viererreihen einer eines Tages stattfindenden Massendemonstration Wiener Arbeiter! Fast zwei Stunden lang stand ich so da und beobachtete mit angehaltenem Atem den ungeheuren menschlichen Drachenwurm, der sich da langsam vorbeiwälzte. In banger Gedrücktheit verließ ich endlich den Platz und wanderte heimwärts.«

Von der Sozialdemokratie, bemerkte er, habe er aber auch den Wert von Einschüchterung und »Unduldsamkeit« gelernt, und daß »die Psyche der breiten Masse (...) nicht empfänglich für alles Halbe und Schwache« sei.⁵⁷

II

Nach dem Weggang aus Linz im Februar 1908 hatte Hitler mindestens bis zum Mai Verbindung mit seiner Familie.⁵⁸ Im August stattete er den Verwandten im Waldviertel einen Besuch ab, wahrscheinlich in der Hoffnung auf finanzielle Hilfe⁵⁹, doch nach dem Tod der Mutter erlahmte das Interesse an der Familie; die Briefe nach Hause blieben rasch aus.⁶⁰ Die einzige Verwandte, die ihm etwas bedeutete, war seine Tante Johanna, jetzt wieder im Waldviertel ansässig, die ihm schon einmal finanziell unter die Arme gegriffen hatte.⁶¹ Nach ihrem Tod im Jahr 1911 wurden die Bindungen an die Familie immer schwächer und lebten erst viele Jahre später wieder auf.⁶²

Nach Klara Hitlers Tod versuchte Hitlers Vormund, Josef Mayrhofer, ein einfacher Mann bäuerlicher Herkunft und Bürgermeister von Leonding, noch einmal, ihn zu überreden, eine Lehrstelle bei einem Bäcker anzunehmen, die er selbst besorgt hatte. Hitler reagierte abweisend.⁶³ Gleichermäßen scheiterte ein letzter Versuch seiner Tante Johanna, ihn zu bewegen, in die väterlichen Fußstapfen zu treten und die Beamtenlaufbahn einzuschlagen.⁶⁴ Nachdem die Familienangelegenheiten geregelt waren und die Raubals zugestimmt hatten, sich um seine Schwester

Paula zu kümmern, suchte Adolf Hitler im Januar 1908 den Vormund auf und teilte ihm mit, er werde nach Wien zurückkehren. Mayrhofer erzählte später, ein Versuch, Hitler davon abzubringen, sei erfolglos geblieben, er sei so störrisch wie der Vater gewesen.⁶⁵ In der Erwartung, an der Akademie für Bildende Künste zu studieren, hatte Hitler Ende September oder Anfang Oktober 1907 in der Nähe des Wiener Westbahnhofs bei Frau Zakreys, einer Tschechin, im zweiten Stock eines Hauses in der Stumpergasse 31 ein kleines Zimmer gemietet.⁶⁶ Dorthin kehrte er zwischen dem 14. und 17. Februar 1908 zurück, um so weiterzuleben wie vor dem Tod der Mutter.

Er blieb nicht lange allein. Erinnern wir uns, Hitler konnte die Eltern Kubizeks überreden, dem Sohn zu erlauben, in Wien Musik zu studieren. Kubizeks Vater hatte sich vehement dagegen gesträubt, seinen Sohn mit jemandem gehen zu lassen, den er nur als gescheiterten Schüler betrachtete und der es als unter seiner Würde ansah, ein richtiges Handwerk zu erlernen.⁶⁷ Doch Hitler hat seinen Willen durchgesetzt. Am 18. Februar schickte er Kubizek eine Postkarte, drängte ihn zum Aufbruch: »Lieber Freund! Warte schon sehnsuchtsvoll auf Nachricht von Deinem kommen. Schreib bald und bestimmt, damit ich alles zum feierlichen Empfange bereit mache. Ganz Wien wartet schon. (...) Bitte nochmals komme bald!«⁶⁸ Vier Tage später sagten Gustls Eltern ihrem Sohn unter Tränen adieu, als er zu seinem Freund nach Wien fuhr. Am Abend holte Hitler den müden Kubizek am Bahnhof ab, nahm ihn für die erste Nacht mit in die Stumpergasse, bestand jedoch darauf, ihm sofort alle Sehenswürdigkeiten Wiens zu zeigen. Wie jemand nach Wien kommen und dann ins Bett gehen könne, ohne als erstes die Hofoper gesehen zu haben! Also zerrte er Kubizek zur Oper, zum Stephansdom, den sie durch den Nebel kaum sahen, und zur Kirche St. Maria am Gestade. Erst nach Mitternacht kehrten sie in die Stumpergasse zurück, und es verging noch einige Zeit bis Kubizek erschöpft einschlief, während Hitler sich noch über die Größe Wiens erging.⁶⁹

In den nächsten Monaten lebten die beiden jungen Männer wie zuletzt in Linz.⁷⁰ Rasch gaben sie die anfängliche Suche nach einer Unterkunft für Kubizek auf und überredeten Frau Zakreys, ihr eigenes großes Zimmer gegen die kleine vollgestopfte Kammer einzutauschen, in der Hitler gewohnt hatte.⁷¹ Die beiden teilten nun ein Zimmer und zahlten jeder zehn Kronen, soviel wie Hitler für das frühere Zimmer entrichtet hatte.⁷² Kurz darauf erfuhr Kubizek von seinem Erfolg bei der Aufnahmeprüfung am Wiener Konservatorium. Er mietete einen Flügel, der

im Zimmer die meiste Fläche beanspruchte, so daß Hitler, wenn er wie üblich auf und ab ging, gerade Platz für drei Schritte fand.⁷³ Abgesehen vom Flügel bestand die Einrichtung nur aus dem Notwendigen: zwei Betten, einer Kommode, einem Kleiderschrank, einem Waschtisch, einem Tisch und zwei Stühlen.⁷⁴

Während Kubizek ein geregelter Musikstudium begann, rätselte er, was Hitler mit seinem Leben anfang. Morgens blieb er im Bett, war verschwunden, als Kubizek mittags vom Konservatorium heimkehrte, trieb sich an schönen Nachmittagen auf dem Gelände von Schloß Schönbrunn herum, hockte über Büchern, phantasierte von grandiosen Bauplänen und literarischen Werken und zeichnete bis spät in die Nacht. Gustl wunderte sich, wie der Freund so viel Freizeit mit einem Studium an der Akademie für Bildende Künste verbinden könne. Als Hitler Kubizek, der Tonleitern übte, einmal gereizt anfuhr, kam es zwischen den Freunden zu einem Streit über Stundenpläne, woraufhin Hitler schließlich schrie: »Diese Akademie! (...) Lauter alte, verkrampfte, verzopfte Staatsdiener, verständnislose Bürokraten, stupide Beamtenkreaturen! Die ganze Akademie gehört in die Luft gesprengt!« Dann gab er zu, abgelehnt worden zu sein, »(...) hinausgeworfen, ausgeschlossen bin ich...«.⁷⁵ Als Kubizek fragte: »Und was nun?« antwortete Hitler gereizt: »Was nun? Fängst du jetzt auch schon an: Was nun?«⁷⁶ Tatsächlich wußte er selbst nicht, welche Richtung er einschlagen, was er tun würde. Er trieb ziellos umher.

Kubizek hatte offenbar den wunden Punkt getroffen. Hitler hatte der Familie nichts von dem Fehlschlag bei der Aufnahmeprüfung zur Akademie erzählt, denn der Vormund hätte ihm womöglich die 25 Kronen verweigert, die er monatlich als Anteil der Waisenrente bezog.⁷⁷ Und er hätte unter noch größerem Druck gestanden, eine Arbeit zu finden. Aber warum hat er den Freund getäuscht? An sich ist es weder ungewöhnlich noch eine Schande, wenn ein Teenager bei einer harten Aufnahmeprüfung durchfällt. Offensichtlich konnte Hitler es nicht ertragen, von der Ablehnung ausgerechnet dem Freund zu erzählen, dem gegenüber er in allen Fragen des künstlerischen Urteils immer seine Überlegenheit behauptet und der das eigene Studium am Konservatorium so vielversprechend begonnen hatte. Hitlers Selbstachtung war tief erschüttert, seine Verbitterung war offenkundig. Kubizek zufolge ging er bei der geringsten Kleinigkeit in die Luft.⁷⁸ So brach der Verlust an Selbstvertrauen mitunter in Form grenzenloser Wut und heftiger Anklagen gegenüber allen, die ihn, wie er meinte, verfolgten, aus Hitler

hervor: »In sich überstürzenden Haßtiraden schleuderte er der Gegenwart seinen Zorn entgegen, allein und einsam, gegen die gesamte Menschheit, die ihn nicht verstand, die ihn nicht gelten ließ, von der er sich verfolgt und betrogen fühlte.«⁷⁹ Bei anderer Gelegenheit, als er wieder einmal die Akademie verdammt, »auf der man für echtes Künstlertum kein Verständnis habe«, sprach er von den Fallen, die ihm gestellt worden seien – Kubizek behauptete, sich an den exakten Wortlaut erinnern zu können – »nur zu dem einzigen Zwecke, um ihn an seinem Aufstiege zu hindern.«⁸⁰ »Überhaupt hatte ich in dieser ersten Zeit in Wien den Eindruck«, kommentierte Kubizek, »daß Adolf ganz aus dem Gleichgewicht gekommen war.«⁸¹ Die Haßtiraden, die alles und jeden »anvisierten«, gingen von einem übergroßen Ego aus, das verzweifelt akzeptiert zu werden wünschte und außerstande war, mit der persönlichen Bedeutungslosigkeit, den eigenen Fehlschlägen, dem Mittelmaß zurechtzukommen.

Noch hatte Hitler die Hoffnung auf den Eintritt in die Akademie nicht aufgegeben. Typischerweise unternahm er jedoch nichts, um die Chancen für den zweiten Anlauf zu verbessern. Kurz bevor er Linz verließ, hatte er auf Vermittlung der Hausbesitzerin in Urfahr ein Empfehlungsschreiben für Professor Alfred Roller, einem brillanten Bühnenbildner an der Hofoper und prominentes Mitglied der Wiener Kulturszene, erhalten, der Hitler nach dessen Ankunft in Wien eine Unterredung anbot.⁸² Von der Empfehlung machte Hitler keinen Gebrauch.⁸³ Das allein widerlegt die Annahme, Hitler habe dank Rollers Hilfe Kunstunterricht bei einem Bildhauer namens Panholzer genommen.⁸⁴

Dem jungen Hitler waren systematische Vorbereitung und harte Arbeit so fremd wie dem späteren Diktator. Statt dessen verbrachte er die meiste Zeit dilettierend, wie schon zuvor in Linz, entwarf grandiose Projekte, die allein der willige Kubizek teilte – phantastische Pläne, die für gewöhnlich aus plötzlichen Launen und glänzenden Ideen entstanden und kaum geboren, wieder fallengelassen wurden.⁸⁵

Eine dieser Ideen war ein Theaterstück. Kubizek war erstaunt, als Hitler ihm ein paar hastig hingeworfene Seiten zeigte, die das wagnerische Bühnenbild für ein von ihm projektiertes Drama beschrieben, das zur Zeit der Christianisierung in den bayerischen Alpen spielen sollte.⁸⁶ Wie eine Reihe weiterer Dramen gelangte es über ein vorläufiges Stadium nicht hinaus – alle entstammten der germanischen Mythologie und waren mit einem besonderen Augenmerk auf die ungeheuren Ausmaße

der Inszenierung konzipiert, neben denen selbst die Szenerien Wagners auf Zwergengröße schrumpften. Nüchtern wies Kubizek auf die Unmöglichkeit hin, solche Inszenierungen zu finanzieren, doch Hitler tat Vorschläge für bescheidenere Unternehmungen nur verächtlich ab.⁸⁷

Das Vorbild Wagners trat in Hitlers Idee, eine Oper zu schreiben, noch deutlicher hervor. Nach einer beiläufigen Bemerkung Kubizeks, er habe in einer Vorlesung gehört, unter Wagners Schriften sei auch die kurze Skizze für ein Musikdrama mit dem Titel »Wieland, der Schmied«, las Hitler die Erzählung sofort in seinen »Götter- und Heldensagen« nach und begann am selben Abend mit der Niederschrift. Am nächsten Tag eröffnete der am Flügel sitzende Hitler Kubizek, er werde Wieland in eine Oper verwandeln. Er werde komponieren und Kubizek die Partitur aufschreiben. Die Arbeit nahm ihn tagelang gefangen, er aß, trank und schlief wenig, obwohl der geduldige Kubizek auf Schwierigkeiten wie etwa Hitlers beschränkte musikalische Kenntnisse hinwies. Nach kurzer Zeit jedoch »sprach (er) immer seltener davon und schwieg dann völlig«. ⁸⁸

Neben anderen utopischen Projekten erwähnt Kubizek in seinem Bericht Pläne zur Behebung der Wohnungsnot in Wien und den Entwurf neuer Häuser für Arbeiter, die Entwicklung eines neuen »Volksgetränks«, um den Alkohol zu ersetzen, die Gründung eines reisenden Orchesters, das die Kultur in die Provinz brächte, und den grandiosen kulturellen Wiederaufbau von Linz.⁸⁹ Wenn Kubizek beschreibt, Hitler sei drei Nächte lang durch die Straßen Wiens gewandert, um die Wohnungsnot zu studieren⁹⁰, und habe Pläne für soziale und kulturelle Reformen eines erträumten »Idealstaats« gehabt, so beschönigt er sowohl Hitlers soziales Bewußtsein als auch seinen Weitblick.⁹¹ Wahr klingen jedoch die Beschreibungen eines Hitler, der bei allen Themen gleichermaßen als Rechthaber auftrat und, gepackt von plötzlicher und vorübergehender Begeisterung für gänzlich unrealistische Vorstellungen, wilde Hirngespinnste dahinphantasierte, die, so schnell sie gekommen waren, auch wieder verschwanden.

Die avantgardistische Jugendstilarchitektur eines Otto Wagner ging an Hitler ebenso spurlos vorüber wie die moderne Kunst der Sezession mit deren Hauptexponenten Gustav Klimt.⁹² An der kulturellen Revolution, die das Wien des Fin de siècle erfaßt hatte, zeigte er nicht das geringste Interesse.⁹³ Hitlers Kunst- und Architekturgeschmack war traditionell und antimodernistisch, fest im Realismus und Neoklassizismus des 19. Jahrhunderts verankert. Gebäude dienten ihm primär

zur Repräsentation. Seine unablässig angefertigten Skizzen bildeten ausschließlich grandiose Bauten ab. Schon vom ersten Anblick her war er gefesselt von der prachtvollen Ringstraße, Ende der fünfziger Jahre begonnen, mit ihren majestätischen Bauten wie der neobarocken Hofburg, dem klassizistischen Parlament und dem Rathaus, den imposanten Museen, der Oper sowie dem Burgtheater, das er besonders bewunderte.⁹⁴ Stundenlang belehrte er Kubizek mit Vorträgen über Geschichte und Konzeption der Ringstraßenarchitektur, und war wie der spätere »meisterhafte« Propagandist vom visuellen Eindruck fasziniert, den Bauten, die Macht und Größe repräsentieren, auf das Individuum ausüben.⁹⁵

Der naive und stets leicht zu beeindruckende Kubizek war immer wieder erstaunt über Hitlers detaillierte Kenntnisse besonders auf dem Gebiet der Architektur.⁹⁶ Hitler sei ständig in seine Studien vertieft gewesen. Ohne Bücher, so Kubizek, könne er sich den Freund nicht vorstellen: »Bücher waren seine Welt.«⁹⁷ In Wien sei Hitler mit vier Koffern angekommen, hauptsächlich mit Büchern gefüllt.⁹⁸ In Linz sei er Mitglied dreier Bibliotheken gewesen und nutze nun regelmäßig die Hofbibliothek in Wien.⁹⁹ Im Zimmer an der Stumpergasse hätten die Bücher immer stapelweise gelegen, fügte Kubizek hinzu.¹⁰⁰ Konkret erinnerte sich Kubizek an einen Titel: »Götter- und Heldensagen, germanisch-deutscher Sagenschatz.«¹⁰¹ Kurz nach dem Krieg über Hitlers Lektüre befragt, fiel ihm nur ein, er habe zwei Bücher mehrere Wochen lang im Zimmer aufbewahrt und auch einen Reiseführer besessen.¹⁰² Kubizeks spätere Behauptung, wonach Hitler einen beeindruckenden Kanon klassischer Werke von Goethe, Schiller, Dante, Herder, Ibsen, Schopenhauer und Nietzsche gelesen habe, ist kaum für bare Münze zu nehmen.¹⁰³ Was Hitler während seiner Wiener Jahre gelesen hat – und außer einer Reihe von Zeitungen, die er in »Mein Kampf« erwähnt, gibt es darüber keine sicheren Erkenntnisse¹⁰⁴ –, war wahrscheinlich weit weniger elaboriert. Es gibt jedoch keinen Grund, Hitlers spätere Aussage, er habe in Wien ausgiebig gelesen, zu bezweifeln.¹⁰⁵ Nach dem Ende des Dritten Reiches erinnerte sich seine Schwester Paula daran, er habe ihr während seiner ersten Monate in Wien 1908 brieflich Bücher empfohlen und ihr ein Exemplar von »Don Quijote« geschickt.¹⁰⁶ Wie bei allen Tätigkeiten zu der Zeit verfuhr er auch beim Lesen unsystematisch. Und das Faktenwissen, das er dem enormen Gedächtnis einverleibte, diente letztlich allein der Bestätigung bereits vorhandener Meinungen.

Hitler beschrieb seine Art zu lesen in »Mein Kampf«:

»Ich kenne Menschen, die unendlich viel ›lesen‹, und zwar Buch für Buch, Buchstaben um Buchstaben, und die ich doch nicht als ›belesen‹ bezeichnen möchte. Sie besitzen freilich eine Unmenge von ›Wissen‹, allein ihr Gehirn versteht nicht, eine Einteilung und Registratur dieses in sich aufgenommenen Materials durchzuführen. Es fehlt ihnen die Kunst, im Buche das für sie Wertvolle vom Wertlosen zu sondern (...). Auch das Lesen ist ja nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zu einem solchen.

(...)

Wer aber die Kunst des richtigen Lesens innehat, den wird das Gefühl beim Studieren jedes Buches, jeder Zeitschrift oder Broschüre augenblicklich auf all das aufmerksam machen, was seiner Meinung nach für ihn zur dauernden Festhaltung geeignet ist, weil entweder zweckmäßig oder allgemein wissenswert. Sowie das auf solche Weise Gewonnene seine sinngemäße Eingliederung in das immer schon irgendwie vorhandene Bild, das sich die Vorstellung von dieser oder jener Sache geschaffen hat, findet, wird es entweder korrigierend oder ergänzend wirken, also entweder die Richtigkeit oder Deutlichkeit desselben erhöhen. (...)

Nur so hat das Lesen dann Sinn und Zweck.

(...)

Ich habe mich seit früher Jugend bemüht, auf richtige Art zu lesen, und wurde dabei in glücklichster Weise von Gedächtnis und Verstand unterstützt. Und in solchem Sinne betrachtet, war für mich besonders die Wiener Zeit fruchtbar und wertvoll.«¹⁰⁷

Neben der Architektur pflegte Hitler wie schon in Linz als zweite Leidenschaft die Musik. Zu den bevorzugten Komponisten zählten, vor allem in den späteren Jahren, Beethoven, Liszt, Brahms und besonders Bruckner. Großen Gefallen fand er auch an den Operetten von Johann Strauß und Franz Léhar.¹⁰⁸ Darüber stand als non plus ultra natürlich Richard Wagner. Fast jeden Abend gingen Hitler und Kubizek in die Oper, zahlten zwei Kronen für den Stehplatz, für den sie oft stundenlang Schlange standen. Sie hörten Opern von Mozart, Beethoven, Rossini, Donizetti und Bellini wie auch die Hauptwerke von Verdi und Puccini. Für Hitler zählte allein deutsche Musik. Der Begeisterung für Verdi oder Puccini, die in Wien immer vor vollem Haus gespielt wurden, vermochte er sich nicht anzuschließen. Als er auf einer Drehorgel »La donna è mobile« hörte, sagte er zu Kubizek: »Da hast du jetzt dei-

nen Verdi!« Auf den Protest des Freundes, schließlich könne es jedem Komponisten passieren, daß man seine Musik so herabwürdige, erwiderte Hitler: »Kannst du dir etwa (Lohengrins) Grauserzählung im Leierkasten denken?«¹⁰⁹ Wie schon in Linz kannte seine Wagner-Leidenschaft keine Grenzen. Jetzt konnten er und Kubizek alle Wagneroperen auf einer der besten Bühnen Europas sehen.¹¹⁰ Während der kurzen gemeinsamen Zeit hätten sie, wie Kubizek schätzt, »Lohengrin«, der Hitlers Lieblingsoper blieb, zehnmal gesehen.¹¹¹ »Ihm war ein mittelmaßiger Wagner«, bemerkte Kubizek, »noch hundertmal lieber als ein erstklassiger Verdi.« Kubizek vertrat eine andere Ansicht; allein es nützte nichts. Hitler ruhte nicht eher, als bis der Freund einwilligte, auf einen Verdi in der Hofoper zu verzichten und mit ihm in der Volksoper Wagner zu hören: »Wenn es um eine Wagner-Aufführung ging, gab es für Adolf keinen Widerspruch.«¹¹²

Natürlich war Hitler nur einer unter Tausenden von Wagnerfanatikern, die um die Jahrhundertwende in die Wiener Hofoper strömten, um die Werke des Bayreuther »Meisters« zu hören. Insbesondere der jüngeren Generation galt Wagner als »der Befreier des Herzens gegen den Kopf, des Volkes gegen die Masse, der Revolte des Jungen und Kraftvollen gegen das Alte und Verknöcherte.«¹¹³ Der Wagnerkult hatte gerade seinen Höhepunkt erreicht. Er war der weitaus populärste Komponist der Epoche, und seine Werke erfuhren während Hitlers Wiener Zeit allein an der Hofoper nicht weniger als 426 Aufführungen.¹¹⁴ Viele der Besucher, Kubizek eingeschlossen, waren erheblich besser befähigt, Wagners Musik zu verstehen und zu deuten, als Hitler mit seinem autodidaktischen, amateurhaften und rechthaberischen Herangehen. Aber für ihn war Wagner mehr als nur Musik. »Wagner nur hören«, kommentierte Kubizek, »war für ihn nicht das, was man einen Theaterbesuch nannte, sondern eine Möglichkeit, sich in jenen außergewöhnlichen Zustand zu versetzen, in den er beim Anhören der Musik Richard Wagners geriet, in jenes Sichselbstvergessen, jenes in ein mystisches Traumland Entschweben (...).«¹¹⁵ Jahrzehnte später erzählte Hitler: »Wenn ich Wagner höre, ist mir, als seien das Rhythmen der Vorwelt.«¹¹⁶ Es war die Welt des germanischen Mythos, voller grandioser Dramatik und Spektakel, mit Göttern und Helden, titanischem Ringen und Versöhnen, Sieg und Tod. Eine Welt, in der die Helden Außenseiter waren und die alte Ordnung herausforderten, wie Rienzi, Tannhäuser, Stolzing und Siegfried, oder keusche Retter wie Lohengrin und Parsifal.¹¹⁷ Verrat, Opferung, Erlösung und Heldentod waren Wagner-

sche Themen, die Hitler bis zur »Götterdämmerung« des eigenen Regimes im Jahr 1945 beschäftigten. Geschaffen hatte diese Welt ein genialer Künstler, ein Außenseiter und Revolutionär, der immer kompromißlos die bestehende Ordnung herausforderte, die Notwendigkeit zurückwies, sich zum Zwecke des Lebensunterhalts dem bürgerlichen Arbeitsethos zu beugen¹¹⁸, Zurückweisung und Verfolgung überwand und zur Größe aufstieg. Kein Wunder also, daß der Phantast und Aussteiger, das unerkannte künstlerische Genie in der ärmlichen Kammer in der Stumpergasse, im Bayreuther »Meister« sein Idol fand.¹¹⁹ Hitler, der Unbedeutende, Mittelmäßige, der Gescheiterte, wollte wie ein Wagnerscher Held leben. Er wollte selbst ein neuer Wagner werden – Philosophenkönig, Genie, Künstler. Für Hitlers einsetzende Identitätskrise¹²⁰ war Wagner der Gigant der Kunst, der zu werden er sich erträumte. Dabei wußte er, dieser Verkörperung des Triumphs der Ästhetik und der Vormachtstellung der Kunst könne er niemals nacheifern.¹²¹

III

Das merkwürdige Miteinander der beiden jungen Männer – Hitler und Kubizek – währte bis zum Hochsommer 1908. In jenen Monaten hatte Hitler außer mit dem Freund wohl nur mit einer weiteren Person regelmäßigen Kontakt, Frau Zakreys, der Vermieterin. Auch gemeinsame Bekannte hatten sie nicht. Hitler betrachtete die Freundschaft mit Kubizek als exklusiv, gestattete ihm keine weiteren Freunde.¹²² Als dieser eine junge Frau ins Zimmer brachte, war Hitler außer sich vor Wut, denn er dachte, sie sei eine Freundin. Kubizeks Erklärung, er wolle nur eine Schülerin in Harmonielehre unterrichten, provozierte eine Tirade über die Sinnlosigkeit des Studiums von Frauen.¹²³ Aus Kubizeks Sicht war Hitler ausgesprochen frauenfeindlich¹²⁴, er wies darauf hin, wie sehr es Hitler befriedigte, daß Frauen im Stehparterre der Oper nicht zugelassen waren.¹²⁵ Abgesehen von der platonischen Schwärmerei für »Stefanie« in Linz, unterhielt Hitler, so Kubizek, während der Jahre ihrer Bekanntschaft in Linz und Wien keinerlei Beziehungen zu Frauen.¹²⁶ In den verbleibenden Jahren in der österreichischen Hauptstadt änderte sich das nicht. Auch keiner der Berichte über Hitlers Zeit im Männerheim enthält eine Andeutung auf Frauen in seinem Leben. Wenn im Bekanntenkreis von Frauen die Rede war – und zweifellos von eigenen früheren Freundinnen und sexuellen Erfahrungen –, hatte Hit-

ler nichts Besseres zu bieten als einen verschleierte Hinweis auf die Schwester eines engen Freundes während der Schulzeit, die seine »erste Liebe« gewesen sei – obwohl »sie es nie erfuhr, weil er es ihr nie sagte«. Laut Reinhold Hanisch hatte »Hitler sehr wenig Achtung vor dem weiblichen Geschlecht, aber sehr asketische Vorstellungen über die Beziehungen zwischen Männern und Frauen. Er hat oft gesagt, daß Männer eine strikt moralische Lebensweise annehmen könnten, wenn sie es nur wollten.«¹²⁷ Damit befand er sich im Einklang mit dem Moralkodex, den Schönereers Alldeutsche predigten. Bis zum 25. Lebensjahr zölibatär zu leben sei gesund, vorteilhaft für die Willenskraft und bilde die Grundlage körperlicher und geistiger Höchstleistung. Ratsam sei die Einhaltung entsprechender Ernährungsvorschriften. Fleisch und Alkohol seien, da stimulierend, zu meiden. Um Stärke und Reinheit der germanischen Rasse aufrechtzuerhalten, müsse man sich von der moralischen Dekadenz und Gefahr freihalten, die von Prostituierten ausgehe, die der »niederrassigen Kundschaft« zu überlassen seien.¹²⁸ Es gab also genügend ideologische Rechtfertigung für Hitlers keuschen Lebensstil und prude Moralvorstellungen. In jedem Fall, ganz sicher nach der Trennung von Kubizek, war Hitler in Wien kein »Fang« für die Frauen.¹²⁹

Als Hitler mit 24 Jahren Wien verließ, hatte er, so läßt sich mit einiger Sicherheit sagen, keinerlei sexuelle Erfahrung. Wahrscheinlich war dies unüblich, denn im damaligen Wien erwartete man von jungen Männern den Bordellbesuch, zugleich aber das öffentliche Bekenntnis zu einem strikten Moralkodex.¹³⁰ Möglicherweise empfand Hitler Angst vor Frauen – bestimmt vor ihrer Sexualität. Hanisch erinnerte sich, Hitler habe ihm von der kurzen Begegnung mit einer Melkerin erzählt, als er noch zur Schule gegangen sei, die abrupt endete, als sie ihm Avancen gemacht habe. Beim Wegrennen habe er in der Eile eine Milchkanne umgeworfen.¹³¹ Später beschrieb Hitler sein eigenes Ideal einer Frau als »ein niedliches, molliges Tschapperl: weich, süß und dumm«.¹³² Seine Behauptung, daß eine Frau sich »lieber dem Starken beugt als den Schwächling beherrscht«¹³³, kann sehr wohl eine ausgleichende Projektion eigener sexueller Komplexe gewesen sein.

Kubizek bestand darauf, Hitler sei sexuell normal gewesen, obwohl es auf der Grundlage seines eigenen Berichts schwerfällt zu erkennen, wie er das beurteilen konnte.¹³⁴ Damit stimmten die Ärzte überein, die Hitler viel später gründlich untersucht haben.¹³⁵ Biologisch mag das der Fall gewesen sein.¹³⁶ Behauptungen, wonach abweichendes Sexual-

verhalten wegen eines fehlenden Hodens Hitlers Persönlichkeitstörung begründet hat, beruhen auf einer Kombination psychologischer Spekulation und dubioser Belege, die aus der Autopsie der verbrannten körperlichen Überreste hervorgeht, welche die Russen 1945 in Berlin vornahmen.¹³⁷ Aus einer ungläubwürdigen Quelle ist folgendes überliefert: Hitler war besessen von einem mit einem Halbjuden verlobten Mannequin. Er soll versucht haben, sie zu vergewaltigen, und auch zu Prostituierten gegangen sein. Beide Geschichten sind aus der Luft gegriffen.¹³⁸ Im Zusammenhang mit Hitlers Sprachgebrauch in »Mein Kampf« weist Kubizeks Darstellung zumindest auf eine äußerst gestörte und unterdrückte sexuelle Entwicklung.

Bis zu einem gewissen Grad stimmte Hitlers durch Schönerers Grundsätze noch gestützte Prüderie mit den Standards der äußeren Moral überein, die der Mittelstand im Wien seiner Zeit vertrat. Die offen erotische Kunst und Literatur Gustav Klimts und Arthur Schnitzlers hatten diese Standards herausgefordert.¹³⁹ Doch der solide bürgerliche Puritanismus behielt die Oberhand – wenigstens als eine dünne Schicht über der Schattenseite einer Stadt, in der Laster und Prostitution blühten.¹⁴⁰ Da es Frauen kaum gestattet war, auch nur einen Knöchel zu entblößen, wird verständlich, warum Hitler und sein Freund verlegen Reißaus nahmen, als ihnen auf der Zimmersuche eine mögliche Vermieterin tiefe Einblicke unter ihren Morgenrock gewährte.¹⁴¹ Doch Hitlers Prüderie ging viel weiter. Kubizek zufolge kam sie einem tiefen Abscheu und Widerwillen gegenüber sexueller Aktivität gleich.¹⁴² Hitler mied den Kontakt zu Frauen, reagierte mit kalter Gleichgültigkeit auf angebliche Versuche junger Frauen, die ihn wahrscheinlich als eine Art Kuriosität ansahen, in der Oper mit ihm zu flirten oder ihn zu necken.¹⁴³ Von der Homosexualität fühlte er sich abgestoßen.¹⁴⁴ Vor der Masturbation schreckte er zurück.¹⁴⁵ Prostitution versetzte ihn in Angst und Schrecken, zugleich faszinierte sie ihn. Mit ihr verband er Geschlechtskrankheiten, die ihm panische Angst einjagten.¹⁴⁶ Eines Abends, nachdem sie Frank Wedekinds Drama »Frühlings Erwachen« gesehen hatten, das die sexuellen Probleme der Jugendlichen behandelte, nahm Hitler plötzlich Kubizeks Arm und führte ihn in die Spittelberggasse, damit er mit eigenen Augen das Rotlichtviertel sehe, oder den »Pfuhl des Lasters«, wie Hitler es nannte. Er ging mit dem Freund nicht nur einmal, sondern zweimal die Reihe erleuchteter Fenster entlang, hinter denen spärlich bekleidete Frauen sich anboten und Kundschaft anlockten. Den eigenen Voyeurismus kleidete Hitler dann in einen mittelstän-

disch-selbstgerechten Vortrag über die Übel der Prostitution.¹⁴⁷ Später verband er die Juden in »Mein Kampf« mit der Prostitution – ein Echo auf einen unter Wiener Antisemiten damals gängigen Gemeinplatz.¹⁴⁸ Sollte ihm die Assoziation schon 1908 präsent gewesen sein, hat sie Kubizek nicht aufgezeichnet.

Obwohl ihn die Sexualität abstieß, war Hitler offensichtlich von ihr fasziniert.¹⁴⁹ Des öfteren diskutierte er mit Kubizek bei längeren spätabendlichen Gesprächen sexuelle Fragen und erging sich, so Kubizek, über die Notwendigkeit, zum Schutze der »Flamme des Lebens«, wie er die Sexualität großspurig nannte, sexuelle Reinheit zu bewahren, klärte seinen naiven Freund nach einer kurzen Begegnung mit einem Geschäftsmann, der sie zum Essen einlud, über die Homosexualität auf und schimpfte auf Prostitution und moralische Dekadenz.¹⁵⁰ Hitlers gestörte Sexualität, sein Zurückweichen vor jedem Körperkontakt¹⁵¹, seine Angst vor Frauen, seine Unfähigkeit, echte Freundschaft zu schließen, und seine Leere in den menschlichen Beziehungen wurzelten wie es scheint in der unruhigen Kindheit.¹⁵² Erklärungsversuche werden unweigerlich spekulativ bleiben. Auch spätere Gerüchte über Hitlers sexuelle Perversionen beruhen auf zweifelhaften Belegen. Vermutungen – und dergleichen gab es viele –, wonach die sexuelle Verdrängung später sado-masochistischen Praktiken Platz machte, basieren, welcher Verdacht auch immer ausgesprochen wird, lediglich auf einer Mixtur aus Gerüchten, Hörensagen, Annahmen und Anspielungen, oft angereichert durch Hitlers politische Gegner.¹⁵³ Und selbst wenn Hitler in seinem Intimleben wirklich jene abstoßenden sexuellen Perversionen bevorzugt haben sollte, ist es nicht ohne weiteres einleuchtend, wie das das rapide Absinken des komplexen und hochentwickelten deutschen Staates auf die Ebene ungeheurer Unmenschlichkeit erklären soll.

Hitler schrieb, er habe in Wien in Not und Elend, Hunger und Armut gelebt.¹⁵⁴ Mit der Wahrheit ging er besonders hinsichtlich der Monate, die er 1908 in der Stumpergasse verbrachte, sparsam um, obwohl die Darstellung seinen Zustand im Herbst und Winter 1909/1910 einigermaßen zutreffend schildert. Noch mehr in die Irre führte die Bemerkung in »Mein Kampf«: »Die mir zukommende Waisenpension genügte nicht, um auch nur leben zu können, also war ich nun angewiesen, mir irgendwie mein Brot selber zu verdienen.«¹⁵⁵ Das Darlehen der Tante, der Anteil am mütterlichen Erbe und die monatliche Waisenrente reichten sicherlich zumindest ein Jahr lang für einen angenehmen Lebens-

standard aus, vielleicht sogar auf dem Niveau eines Junglehrers.¹⁵⁶ Auch äußerlich wirkte er keinesfalls heruntergekommen, wenn er sich für einen Opernabend ankleidete. Als Kubizek ihn im Februar 1908 am Westbahnhof traf, trug der junge Hitler einen dunklen Mantel guter Qualität und einen schwarzen Hut, in der Hand den Gehstock mit dem Elfenbeingriff, den er in Linz besessen hatte, und »sah (...) beinahe vornehm aus«.¹⁵⁷ Zu der Zeit unternahm Hitler nichts, um durch Arbeit den Lebensunterhalt selbst zu verdienen.

Und dennoch, wenn Hitler während der Zeit mit Kubizek über ein Einkommen verfügt haben sollte, ein extravagantes Leben hat er nicht geführt. Um die Umstände seiner damaligen Existenz hätte ihn niemand beneidet. Der sechste Wiener Bezirk in der Nähe des Westbahnhofs, wo die Stumpergasse lag, war ein unattraktiver Stadtteil mit tristen, unbeleuchteten Straßen und verwahrlosten, rauchverhangenen und verrußten Mietskasernen, die dunkle Innenhöfe umgaben. Kubizek selbst war entsetzt angesichts einiger Wohnungen, die er auf der Zimmersuche einen Tag nach seiner Ankunft sah.¹⁵⁸ Die Unterkunft, die er und Adolf teilten, war eine elende Kammer, die ständig nach Paraffin stank, von den feuchten Wänden blätterte der brüchige Gips ab, und in den Betten und Möbeln wimmelte es von Wanzen.¹⁵⁹ Sie lebten bescheiden und gaben für Essen und Trinken wenig aus. Zu der Zeit war Hitler kein Vegetarier, aber sein täglicher Speiseplan bestand hauptsächlich aus Butterbrot, Mehlspeisen und nachmittags oft aus einem Stück Mohn- oder Nußkuchen. Manchmal kam er ganz ohne Essen aus. Wenn Kubizeks Mutter alle vierzehn Tage ein Essenspaket schickte, war es wie ein Festtag.¹⁶⁰ In der Regel trank Hitler Milch, manchmal Fruchtsaft, aber keinen Alkohol.¹⁶¹ Auch rauchte er nicht.¹⁶² Als einzigen Luxus gönnte er sich die Oper. Wieviel er für die fast täglichen Opern- oder Konzertbesuche ausgab, läßt sich nur vermuten. Bei einem Preis von zwei Kronen für den Stehplatz¹⁶³ – es erzürnte Hitler, daß junge Offiziere, weniger an der Musik als am gesellschaftlichen Anlaß interessiert, nur zehn Heller bezahlen mußten¹⁶⁴ – hätten regelmäßige Besuche über Monate hinweg allmählich seine Ersparnisse aufgezehrt.¹⁶⁵ Mehr als drei Jahrzehnte später bemerkte Hitler: »Ich war so arm in meinen Wiener Jahren, daß ich mir nur die allerbesten Vorstellungen hab' leisten können, und so erklärt sich, daß ich den Tristan damals schon dreißig bis vierzig Mal gehört habe in seiner allerersten Besetzung (...).«¹⁶⁶ Im Sommer 1908 muß er die Erbschaft bereits stark angegriffen haben. Vermutlich besaß er noch einige Ersparnisse sowie die Waisenrente, von

der Kubizek annahm, sie sei das einzige Einkommen¹⁶⁷, um ein weiteres Jahr auszuhalten.¹⁶⁸

Kubizek ahnte nicht, daß die gemeinsame Zeit mit dem Freund im Sommer ihrem Ende zuing. Anfang Juli hatte er zum Semesterschluß die Prüfungen am Konservatorium bestanden. Er wollte zurück nach Linz und dort bis zum Herbst bei den Eltern verweilen. Mit Frau Zakreys traf er die Vereinbarung, ihr jeden Monat die Miete zu schicken, um das Zimmer zu behalten, und Hitler, der wiederholte, wie ungerne er allein in der Kammer bleibe, begleitete ihn zum Westbahnhof.¹⁶⁹ Sie trafen einander erst nach dem »Anschluß« von Österreich an das Deutsche Reich 1938 wieder.¹⁷⁰ Hitler schickte Kubizek im Sommer eine Reihe von Postkarten, darunter eine aus dem Waldviertel, wo er der Familie lustlos einen Besuch abstattete.¹⁷¹ Auf viele Jahre hinaus hatte er seine Verwandten damit zum letzten Mal gesehen.¹⁷² Für Kubizek gab es keinen Anlaß zu glauben, er werde den Freund im Herbst nicht wiedertreffen. Doch als er bei der Rückkehr im November aus dem Zug stieg, war Hitler nirgends zu sehen. Irgendwann im Spätsommer oder Herbst war er ausgezogen. Frau Zakreys teilte Kubizek mit, Hitler habe die Unterkunft verlassen, ohne ihr eine neue Postanschrift zu nennen.¹⁷³ Am 18. November 1908 hat sich Hitler bei der Polizei als »Student« gemeldet, wohnhaft in einer neuen Unterkunft, Zimmer 16 an der Felberstraße 22, in der Nähe des Westbahnhofs. Es war ein luftigeres Zimmer, das vermutlich mehr kostete als das in der Stumpergasse.¹⁷⁴

Was lag dem plötzlichen und unangekündigten Bruch mit Kubizek zugrunde? Die wahrscheinlichste Erklärung ist die zweite Ablehnung durch die Akademie für Bildende Künste im Oktober 1908 – diesmal durfte Hitler nicht einmal zur Prüfung antreten.¹⁷⁵ Wahrscheinlich hatte er Kubizek von der erneuten Bewerbung nichts erzählt. Möglicherweise hatte er sich das ganze Jahr eingeredet, er habe eine zweite Chance, und geglaubt, er werde diesmal nicht durchfallen. Jetzt mußte er seine Hoffnungen auf eine künstlerische Laufbahn begraben – und mochte seinem Freund als endgültig Gescheiterter nicht unter die Augen treten.¹⁷⁶

Ungeachtet aller Fehler zeichnen Kubizeks Erinnerungen ein Porträt des jungen Hitler, dessen Charaktereigenschaften rückblickend im späteren Parteiführer und Diktator erkennbar sind.¹⁷⁷ Die Trägheit des Lebensstils und die gleichzeitigen Ausbrüche manischer Begeisterung, die von Phantasien absorbierte Energie, der Dilettantismus, der Mangel an Wirklichkeitssinn und dem Gefühl für das rechte Maß, die Rechthaberei des Autodidakten, die Egozentrik, die Intoleranz, das unver-

mittelte Aufwallen des Zornes, die giftigen Ausfälle gegen alles und jeden, der den Aufstieg des großen Künstlers blockierte – all die Merkmale erkennt man in Kubizeks Porträt des 19jährigen Hitler. Die Fehlschläge in Wien hatten Hitler in einen zornigen und frustrierten jungen Mann verwandelt, der mit seiner Umgebung immer weniger zurechtkam. Aber noch war er nicht der Hitler, der nach 1919 ins Blickfeld kommt und in »Mein Kampf« seine politischen Ideen skizzierte.

Kubizek hatte Zeit und Gelegenheit zur Lektüre von »Mein Kampf« gehabt, als er den eigenen Bericht über Hitlers politische Entwicklung verfaßte – die ihn deutlich weniger interessierte als Fragen zur Kunst und Kultur. Passagenweise erinnert Kubizeks Text stark an Hitlers eigene Geschichte seines »politischen Erwachens« in Wien. Daher sind die Schilderungen Kubizeks nicht verlässlich und oft auch nicht glaubhaft – zum Beispiel, wenn er behauptet, Hitler sei Pazifist und Kriegsgegner gewesen.¹⁷⁸ Es gibt jedoch keinen Grund, an Hitlers wachsendem politischen Bewußtsein zu zweifeln. Seine erbitterte Verachtung für das vielsprachige Parlament, dessen Debatten Kubizek mit ihm gemeinsam besuchte¹⁷⁹, sein schriller deutscher Nationalismus, seine tiefe Verachtung des Vielvölkerstaats der Habsburger, sein Ekel vor dem »Völkerbabel in den Straßen Wiens«¹⁸⁰ und sein »Haß gegen das fremde Völkergemisch, das diese alte deutsche Kulturstätte zu zerfressen begann«¹⁸¹ – das alles war eine Akzentuierung, eine persönliche Radikalisierung dessen, was er zuerst in Linz aufgenommen hatte.¹⁸² Hitler beschrieb diese Faktoren in »Mein Kampf«.¹⁸³ Zweifellos vertieften und verschärfen die Erfahrungen der ersten Monate in Wien diese Ansichten. Was Hitlers Verhältnis zu den Juden betrifft, dauerte es nach seinen eigenen Worten zwei Jahre, bis sich seine Einstellung herauskristallisiert hatte.¹⁸⁴ Kubizek übertreibt mit der Behauptung, Hitler habe sein »Weltbild« gewonnen, als sie in Wien zusammen waren.¹⁸⁵ Hitlers geschlossene »Weltanschauung« war noch im Entstehen begriffen. Die Grundlage, der pathologische Judentum, trat erst später in Erscheinung.

IV

Für Hitlers neunmonatigen Aufenthalt in der Felberstraße fehlen jegliche Zeugen.¹⁸⁶ Eine junge Frau namens Marie Rinke hat später behauptet, sich an gelegentliche Gespräche mit ihm in der Mietskaserne, in der er wohnte, zu erinnern. Seine ruhige Art habe auf sie einen guten

Eindruck gemacht, ihn von anderen jungen Männern unterschieden.¹⁸⁷ Ansonsten verharnt diese Periode in Hitlers Wiener Zeit im dunkeln. Dennoch wurde oft vermutet, er habe in jenen Monaten die Entwicklung zum besessenen Rassenantisemiten durchlaufen.¹⁸⁸

In der Nähe von Hitlers Wohnung in der Felberstraße lag ein Kiosk, der Tabak und Zeitungen anbot. Wahrscheinlich hat er hier alle Zeitungen und Journale erworben, die er nicht schon gierig in den Cafés verschlang. Unsicher bleibt, welche der vielen billigen und minderwertigen damals im Umlauf befindlichen Zeitschriften er gelesen hat. Sehr wahrscheinlich gehörte auch ein rassistisches Periodikum namens *Ostara* dazu.¹⁸⁹ Die 1905 erstmals erschienene Zeitschrift war das Produkt der außergewöhnlichen und verwirrten Phantasie eines exzentrischen früheren Zisterziensermönches, der als Jörg Lanz von Liebenfels bekannt wurde, obwohl er mit richtigem Namen Adolf Lanz hieß.¹⁹⁰ Später gründete er in der Burgruine Werfenstein an einem romantischen Teilstück der Donau zwischen Linz und Wien einen eigenen Orden, den »Neutemplerorden«, dem ein Sammelsurium mystischer Zeichen und Symbole eigen war, einschließlich des Hakenkreuzes.

Lanz folgte der ideologischen Richtschnur des Vielschreibers Guido (von) List, der die Überlegenheit einer arisch-germanischen Rasse propagiert und zur Popularisierung des Hakenkreuzes beigetragen hatte, dem bei den alten Hindus gebräuchlichen Zeichen der Sonne, das er als Symbol des »Unbesiegbaren«, des germanischen Helden, des »Starken von Oben« deklarierte.¹⁹¹ Lanz, der auch ein begeisterter Anhänger Schönerers war¹⁹², trieb Lists verrückte Ideen, mit denen Hitler gewiß auch vertraut war¹⁹³, noch weiter.

Lanz und seine Anhänger waren besessen von homoerotischen Vorstellungen über einen manichäischen Kampf zwischen der heroischen und kreativen »blonden« Rasse und einer Rasse räuberischer dunkler »Tier- und Affenmenschen«, die mit animalischer Lust und bestialischen Instinkten – die Zerstörer der Menschheit und ihrer Kultur – die »blonden« Frauen erbeuteten. Lanz' in *Ostara* dargelegtes »Rezept« zur Überwindung der Übel der modernen Welt und Wiederherstellung der Herrschaft der »blonden Rasse« bestand in der Wahrung der »rassischen Reinheit« und dem »Rassenkampf«. Dabei sei die Versklavung und Zwangssterilisierung oder gar »Auslöschung« niederer Rassen mitgemeint, die Vernichtung des Sozialismus, der Demokratie und des Feminismus, die als Vehikel von deren verderblichem Einfluß galten, und die vollständige Unterordnung arischer Ehefrauen gegenüber ihren

Ehemännern.¹⁹⁴ »Blond-Blau aller Länder, vereinigt euch« lautete der zusammenfassende Wahlspruch.¹⁹⁵ Zwischen den bizarren Phantasien von Lanz und seiner »Truppe« frauenhassender, rassistischer Spinner und dem Programm der »Rassenselektion«, das die SS im Zweiten Weltkrieg in die Tat umsetzte, gibt es einige Gemeinsamkeiten. Ob Lanz' Ideen direkten Einfluß auf Heinrich Himmlers SS ausgeübt haben, ist jedoch fragwürdig. Nicht halten läßt sich Lanz' Anspruch auf einen einzigartigen Platz in der Geschichte als »der Mann, der Hitler die Ideen gab«.¹⁹⁶

Gewöhnlich gilt als selbstverständlich, daß Hitler *Ostara* gelesen hat und davon, wie stark auch immer, beeinflusst wurde.¹⁹⁷ Wenn Hitler in »Mein Kampf« seine »Wandlung« zum Antisemiten beschreibt, erwähnt er ohne Angabe von Daten die Lektüre antisemitischer Zeitschriften:

»Ich kaufte mir damals um wenige Heller die ersten antisemitischen Broschüren meines Lebens. Sie gingen leider nur alle von dem Standpunkt aus, daß im Prinzip der Leser wohl schon die Judenfrage bis zu einem gewissen Grade mindestens kenne oder gar begreife. Endlich war die Tonart meistens so, daß mir wieder Zweifel kamen infolge der zum Teil so flachen und außerordentlich unwissenschaftlichen Beweisführung für die Behauptung. Ich wurde dann wieder rückfällig auf Wochen, ja einmal auf Monate hinaus. Die Sache schien mir so ungeheuerlich, die Bezeichnung so maßlos zu sein, daß ich, gequält von der Furcht, Unrecht zu tun, wieder ängstlich und unsicher wurde.«¹⁹⁸

In der Passage nennt Hitler keinen Titel und deutet damit an, er habe mehrere, nicht nur eines, gelesen. Und ob *Ostara* ihn genötigt hat, seine Aufmerksamkeit so ausschließlich auf die »Judenfrage« zu konzentrieren, mag bezweifelt werden. In *Ostara* ging es tatsächlich weit zentraler um rassistische Theorien als um Antisemitismus, der nur eine geringe Rolle spielte.¹⁹⁹ Der Hauptbeleg, wonach Hitler *Ostara* gekannt haben soll, stammt aus einem nach dem Krieg geführten Interview, in dem Lanz behauptete, sich daran zu erinnern, Hitler habe ihm während der Zeit in der Felberstraße im Jahr 1909 einen Besuch abgestattet und nach Exemplaren früherer Nummern der Zeitschrift gefragt. Bei Hitlers heruntergekommenem Aussehen habe er ihm die Exemplare umsonst überlassen und zwei Kronen für die Rückfahrt nach Hause geschenkt.²⁰⁰ Niemand hat Lanz in dem Interview, das mehr als 40 Jahre nach der an-

geblichen Begegnung stattfand, gefragt, woher er wisse, daß der junge Mann Hitler gewesen sei.²⁰¹ Auch Josef Greiner, der Autor einiger erfundener »Erinnerungen« an Hitler in der Wiener Zeit, hat in Interviews nach dem Krieg bezeugt, Hitler habe *Ostara* gelesen. In seinem Buch erwähnt Greiner *Ostara* nicht. Mitte der fünfziger Jahre danach befragt, »erinnerte« er sich, Hitler habe zwischen 1910 und 1913 im Männerheim einen großen Stapel mit Nummern von *Ostara* besessen und sei in hitzigen Diskussionen mit dem ehemaligen Priester Grill, der in Greiners Buch überhaupt nicht auftaucht, als vehementer Anhänger von Lanz' »rassischen« Theorien hervorgetreten.²⁰² Einer dritten Zeugin, der früheren NS-Funktionärin Elsa Schmidt-Falk, zufolge, soll Hitler Lanz im Zusammenhang mit der Homosexualität und *Ostara* in Verbindung mit dem Verbot von Lanz' Werken erwähnt haben, obwohl es dafür keine Belege gibt.²⁰³

Wahrscheinlich hat Hitler *Ostara* zusammen mit all der rassistischen Schundliteratur gelesen, die an Wiener Zeitungsständen ins Auge stach, doch wir wissen es nicht mit Gewißheit.²⁰⁴ Auch wenn er die Zeitschrift gelesen hat, ist nicht sicher, was er geglaubt hat. Hitlers erste bekanntgewordenen Äußerungen über den Antisemitismus unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg verraten keine Anzeichen von Lanz' obskurer Rassendoktrin.²⁰⁵ Später äußerte sich Hitler häufig verächtlich über »völkische« Sekten und die Extreme des Germanenkults.²⁰⁶ Soweit es gesichert ist, hat Hitler, lassen wir Elsa Schmidt-Falks zweifelhafte Aussage außer acht, Lanz niemals namentlich erwähnt. Das NS-Regime stand seinen Schriften argwöhnisch gegenüber.²⁰⁷

Mitte August 1909 mußte Hitler, nachdem er seine Ersparnisse fast aufgebraucht hatte, das Zimmer in der Felberstraße räumen und fand für kurze Zeit eine schäbige Unterkunft in der Sechshauser Straße 58.²⁰⁸ Dort blieb er weniger als einen Monat. Bei seinem Auszug am 16. September füllte er weder das erforderliche Meldeformular der Polizei aus, noch hinterließ er seine neue Postanschrift, und wahrscheinlich hatte er auch die Miete nicht bezahlt.²⁰⁹ Während der nächsten Monate lernte Hitler die Bedeutung der Armut kennen. Die spätere Erinnerung an den Herbst 1909 als eine »für (ihn) unendlich bittere Zeit« war nicht übertrieben.²¹⁰ Er besaß keine Ersparnisse mehr, dem Vormund jedoch muß er eine Adresse hinterlassen haben, damit der ihm monatlich die Waisenrente von 25 Kronen nach Wien schickte. Aber das war nicht genug, um Leib und Seele zusammenzuhalten.²¹¹ Im naßkalten Herbst 1909 führte Hitler das Leben eines Vagabunden, übernachtete im Freien,

solange es die Witterung zuließ, womöglich in billigen Unterkünften, sobald ihn die Bedingungen dazu zwangen.²¹² Reinhold Hanisch, der Hitler bald darauf kennenlernte, erzählte, dieser habe in einem billigen Café an der Kaiserstraße genächtigt.²¹³ Späteren Aussagen zufolge soll Hitler im November eine Weile in der Simon-Denk-Gasse 11 gewohnt haben, aber das ist unwahrscheinlich. Zu der Zeit wird er kaum über das Geld verfügt haben, eine anständige Unterkunft zu bezahlen. Die Adresse lag weitab von Hitlers üblichen Aufenthaltsorten im Süden der Stadt in einem eher mittelständischen Bezirk, ein offizieller Meldebeleg ist nicht erhalten.²¹⁴

Hitler war nun ganz unten angelangt. Dünn und ungepflegt, in verschmutzten, verlausten Kleidern, die Füße wund vom Herumlaufen, gesellte er sich irgendwann vor Weihnachten 1909 zu dem menschlichen Treib- und Strandgut, das dem großen, erst kürzlich eingerichteten Obdachlosenasyll in Meidling unweit von Schloß Schönbrunn zustrebte.²¹⁵ Der Kleinbürger, den nichts so ängstigte wie die Aussicht, zum Proletariat zu gehören, hatte seinen sozialen Abstieg vollendet.²¹⁶ Der 20jährige Möchtegernkünstler fand sich nun bei den Landstreichern, Pennern und Obdachlosen im Untergeschoß der Gesellschaft wieder.

Zu der Zeit traf er Reinhold Hanisch. Ungeachtet einiger Zweifel wirft dessen Aussage ein Licht auf die nächste Phase in Hitlers Wiener Zeit.²¹⁷ Hanisch, der unter dem Pseudonym »Fritz Walter« lebte, stammte aus dem Sudetenland und war durch einige Bagatelldelikte polizeibekannt. Nach seinen eigenen Worten angeblich ein Zeichner, hatte er in Wirklichkeit verschiedene vorübergehende Anstellungsverhältnisse als Hausdiener und Gelegenheitsarbeiter hinter sich, bevor er quer durch Deutschland von Berlin nach Wien gewandert war.²¹⁸ Eines Abends im Spätherbst begegnete er im Schlafsaal des Asyls einem elend aussehenden, in einen schäbigen blaukarierten Anzug gekleideten Hitler, gab ihm etwas Brot und erzählte ihm, den alles Deutsche begeisterte, Geschichten aus Berlin.²¹⁹ Das Nachtsyill bot nur kurzfristig Unterkunft. Die Männer konnten baden oder duschen, die Kleider desinfizieren lassen, einen Teller Suppe mit Brot essen und im Schlafsaal übernachten. Tagsüber mußten sie auf der Straße für sich selbst sorgen. Morgens ging Hitler – in sichtlich traurigem Zustand und deprimierter Stimmung – gemeinsam mit anderen Mittellosen zu einem nahegelegenen Konvent in der Gumpendorfer Straße, wo die Nonnen Suppe ausshenkten. Ansonsten verbrachte er die Zeit in öffentlichen Wärmestuben oder mit dem Versuch, etwas Geld zu verdienen. Hanisch nahm

ihn zum Schneeschippen mit, aber ohne Mantel konnte Hitler nicht lange durchhalten.²²⁰ Am Westbahnhof wollte er den Fahrgästen seine Dienste als Gepäckträger anbieten, aber bei seinem Äußeren fand er wohl kaum viele Kunden.²²¹ Ob er während der Wiener Jahre andere Hilfsarbeiten verrichtete, ist zu bezweifeln. Solange die Ersparnisse ihn über Wasser hielten, war er nicht willens gewesen, an Arbeit auch nur zu denken.²²² Als er am dringendsten Geld benötigte, fehlte es ihm an Körperkraft.²²³ Später verlor sogar Hanisch, sein Geschäftspartner, bei Hitlers Faulheit die Geduld, während er sich mit dem Verkauf von Bildern mehr schlecht als recht durchschlug.²²⁴ Die in »Mein Kampf« erzählte Geschichte, als Bauarbeiter habe Hitler durch schlechte Behandlung Gewerkschaften und Marxismus hautnah kennengelernt, ist mit Sicherheit erfunden.²²⁵ Hanisch jedenfalls hat die Geschichte von Hitler nie gehört und sie später nicht geglaubt.²²⁶ Wahrscheinlich erhielt die »Legende« Nahrung durch die allgemeine antisozialistische Propaganda in Wien.

Inzwischen war Hanisch etwas Besseres eingefallen als körperliche Arbeit. Hitler hatte ihm von seiner familiären Herkunft erzählt, worauf ihn Hanisch überredete, die Verwandten um etwas Geld zu bitten – wahrscheinlich unter dem Vorwand, er benötige es für sein Studium. Binnen kurzer Zeit erhielt Hitler immerhin 50 Kronen – wahrscheinlich von Tante Johanna.²²⁸ Damit erwarb er im staatlichen Leihhaus einen Wintermantel.²²⁹ Im langen Mantel und mit fettigem Filzhut sowie Schuhen gleich denen eines Nomaden, den über den Kragen hängenden Haaren und dunklem Flaum am Kinn provozierte Hitlers Erscheinung sogar die übrigen Stadstreicher zu Bemerkungen. Nach dem Burenführer nannten sie ihn »Ohm Paul Krüger«.²³⁰ Doch das Geschenk der Tante verhiess ihm bessere Zeiten. Er konnte nun die Materialien für das kleine Geschäft erwerben, das Hanisch sich ausgedacht hatte. Als er von Hitler hörte, er könne malen – tatsächlich erzählte Hitler ihm, er habe die Akademie besucht –, schlug Hanisch vor, er solle Szenen aus Wien malen, die er für ihn feilbieten wolle. Den Erlös würden sie teilen. Ob die Partnerschaft bereits im Asyl begann oder erst, nachdem Hitler am 9. Februar 1910 in die angenehmere Umgebung des Männerheims im Norden der Stadt umgezogen war, geht aus Hanischs verdrehtem Bericht nicht klar hervor. Mit Sicherheit aber hatte Hitler mit dem Geschenk der Tante, dem Umzug in die Meldemannstraße und der neuen geschäftlichen Vereinbarung mit Hanisch das Schlimmste überstanden.²³¹

Gemessen am Meidlinger Asyl stellte das Männerheim eine große Verbesserung dar. Die etwa 500 Bewohner waren keine heruntergekommenen Stadtstreicher, sondern eine Gruppe bunt zusammengewürfelter Individuen – darunter Angestellte, sogar Akademiker und pensionierte Offiziere, die gerade nur eine Pechsträhne durchmachten, andere befanden sich einfach auf der Durchreise, auf der Arbeitssuche oder waren vorübergehend beschäftigt, alle ohne den Rückhalt einer Familie. Anders als das Asyl bot das ein paar Jahre zuvor mit Privatspenden unter anderem auch wohlhabender jüdischer Familien errichtete Männerheim ein wenig Privatsphäre – bei einem Preis von lediglich 50 Heller pro Übernachtung. Die Bewohner schliefen in getrennten Kabinen, die sie zwar täglich räumen mußten, aber für unbestimmte Zeit belegen konnten. Das Heim bot ihnen eine Vielfalt von Versorgungs- und Selbstversorgungseinrichtungen, eine Kochnische, eine Schneiderwerkstatt bis zu einer kleinen Bibliothek samt Lesezimmer, in dem Zeitungen auslagen. Die Bewohner verbrachten den Tag außer Haus, bis auf eine Gruppe von 15 oder 20 Männern, die im Arbeits- beziehungsweise Schreibzimmer zusammensaßen, um Auftragsarbeiten (etwa Noten kopieren oder Reklametafeln schreiben) zu erledigen. Diese meist aus dem unteren Mittelstand stammende Gruppe galt im Wohnheim als die »Intelligenz«. Ihr schlossen sich Hitler und Hanisch an.²³²

Hanischs Aufgabe bestand darin, Hitlers zumeist postkartengroße Bilder in Gasthäusern feilzubieten. Auch fand er unter Rahmenhändlern und Polsterern einige, die für billige Illustrationen Verwendung hatten. Die meisten Geschäftsleute, mit denen er gute Geschäfte machte, waren Juden. Hitlers Ansicht nach, so Hanisch, seien die Juden bessere Kaufleute und zuverlässigere Kunden als »christliche« Händler.²³³ Gerade im Licht späterer Ereignisse und Hitlers eigener Behauptungen über die Bedeutung der Wiener Zeit für die Entwicklung seines Antisemitismus ist es bemerkenswert, daß der engste Geschäftspartner (abgesehen von Hanisch) in dem kleinen Kunsthandel ein Jude namens Josef Neumann war, mit dem Hitler anscheinend freundschaftlich verkehrte.²³⁴

Hitler fertigte ausnahmslos Kopien an, manchmal nachdem er auf der Suche nach geeigneten Motiven in Museen und Galerien gewesen war. Er war faul, und Hanisch mußte ihn antreiben, zumal er die Bilder schneller los wurde, als Hitler sie malte. Pro Tag schaffte er gewöhnlich ein Bild, und Hanisch rechnete damit, es für etwa fünf Kronen zu verkaufen, die sie untereinander aufteilten. Auf die Weise fanden sie ein bescheidenes Auskommen.²³⁵

Im Schreibzimmer des Männerheims stand die Politik häufig im Zentrum der Gespräche, und bei rasch aufgeheizter Atmosphäre kam es zu Temperamentsausbrüchen. Dabei mischte Hitler stets mit.²³⁶ Seine wilden Angriffe auf die Sozialdemokraten ließen ihn mit einigen Mitbewohnern aneinandergeraten.²³⁷ Alle kannten ihn als Bewunderer Schönerers und Karl Hermann Wolfs, dem Gründer und Anführer der Deutschradikalen Partei, deren Hochburgen im Sudetenland lagen.²³⁸ Auch über die Leistungen Luegers geriet er ins Schwärmen.²³⁹ Wenn er nicht politisierte, hielt Hitler den Kameraden Vorträge – ob sie zuhören wollten oder nicht – über die Wunder der Wagnerschen Musik, die Brillanz der Entwürfe Gottfried Sempers und die Monumentalbauten Wiens.²⁴⁰

Ob es um Politik oder Kunst ging, die Gelegenheit, an den »Debatten« im Schreibzimmer teilzunehmen, war mehr als ausreichend, um Hitler von der Arbeit abzulenken.²⁴¹ Im Sommer 1910 reagierte Hanisch immer gereizter auf Hitlers Unfähigkeit, mit den Aufträgen Schritt zu halten.²⁴² Hitler behauptete, er könne nicht nur auf Bestellung malen, müsse vielmehr in der richtigen Stimmung sein. Hanisch beschuldigte ihn, nur dann zu malen, wenn ihm der Hunger drohe.²⁴³ Nach dem unverhofften Geldsegen für eines der Bilder verschwanden Hitler und Neumann im Juni sogar für einige Tage gemeinsam aus dem Männerheim. Hanisch zufolge verbrachten die beiden die Zeit mit dem Besichtigen von Sehenswürdigkeiten und Museen in Wien.²⁴⁴ Wahrscheinlicher ist, daß sie andere »berufliche Pläne« hegten, die dann rasch platzten, möglicherweise sind sie auch kurz ins Waldviertel gereist, um Tante Johanna um noch mehr Geld zu bitten.²⁴⁵ Hitler und seine Kumpane im Männerheim waren bereit, die seltsamsten Vorhaben anzugehen, die ein wenig Geld einbrächten – so hatten sie etwa die Idee eines wundersamen Haarwuchsmittels.²⁴⁶ Aus welchen Gründen Hitler auch verschwunden war, nach fünf Tagen Abwesenheit kehrte er ohne Geld ins Männerheim und zur Partnerschaft mit Hanisch zurück. Die immer angespannteren Beziehungen entluden sich beim Streit über ein Bild des Parlaments, das Hitler in größerem Format als sonst üblich gemalt hatte. Über einen Vermittler – einen weiteren jüdischen Händler in seiner Gruppe im Männerheim namens Siegfried Löffner – beschuldigte Hitler Hanisch, er betrüge ihn um 50 Kronen, die er angeblich für das Bild bekommen habe, sowie um weitere neun Kronen für ein Aquarell. Die Polizei erfuhr von der Angelegenheit, und Hanisch mußte für einige Tage ins Gefängnis – allerdings für den Gebrauch des falschen

Namens »Fritz Walter«. Hitler bekam nie, was ihm Hanisch seiner Ansicht nach für das Bild schuldig geblieben war.²⁴⁷

Mit dem Verschwinden von Hanisch tritt Hitlers Leben für nahezu zwei Jahre fast ganz ins Dunkel. Als er 1912/1913 wieder in den Blick kommt, wohnt er noch im Männerheim, jetzt als etabliertes Mitglied der Gemeinschaft und eine zentrale Figur unter seinesgleichen – der »Intelligenz«, die das Schreibzimmer in Anspruch nahm.²⁴⁸ Inzwischen hatte er das Wellental der Erniedrigung, das er 1909 im Obdachlosen- asyl erfahren hatte, durchschritten, obwohl er weiterhin ziellos dahinglebte.²⁴⁹ Mit dem Verkauf seiner Bilder von der Karlskirche und anderer Motive aus »Alt-Wien« erzielte er bescheidene Einnahmen.²⁵⁰ Zugleich gab er wenig aus, da er so frugal lebte.²⁵¹ Die Lebenshaltungskosten im Heim waren äußerst gering: Er aß preisgünstig, trank nicht, rauchte nur selten eine Zigarette, und als einzigen Luxus gönnte er sich gelegentlich eine Stehplatzkarte im Theater oder in der Oper (der »Intelligenz« im Schreibzimmer hielt er darüber dann stundenlange Vorträge).²⁵² Die Beschreibungen seines damaligen Erscheinungsbildes widersprechen einander. Ein Mitbewohner im Männerheim im Jahr 1912 schilderte ihn später als schäbig gekleidet und vernachlässigt, er habe einen langen graufarbenen Mantel mit durchgescheuerten Ärmeln, einen verbeulten alten Hut, löchrige Hosen und mit Papier ausgestopfte Schuhe getragen. Noch immer hatte er schulterlange Haare und einen zottigen Bart.²⁵³ Die Darstellung stimmt mit der Beschreibung Hanischs überein, die vom Kontext her auf die Jahre 1909/1910 zu verweisen scheint, obwohl sie keine genauen Daten nennt.²⁵⁴ Andererseits war Hitler, folgt man den Aussagen Jacob Altenbergs, einer der jüdischen Kunst- händler, zumindest während der späteren Phase des Aufenthalts im Männerheim glattrasiert, er habe darauf geachtet, die Haare kurz zu halten, und Kleider getragen, die zwar alt und abgewetzt, aber in Ordnung gewesen seien.²⁵⁵ In Anbetracht dessen, was Kubizek über Hitlers peinliche Beachtung der Körperhygiene schrieb, als sie 1908 zusammenwohnten, die fast einem Sauberkeitsfetischismus gleichkam, klingt Altenbergs Aussage wahrheitsgetreuer als die des anonymen Bekannten am Ende des Aufenthalts in der Meldemannstraße.

Wie Hitler auch ausgesehen hat, er genoß wohl kaum den Lebensstil eines Mannes, der unverhofft zu beträchtlichem Wohlstand gelangt war. Lange glaubte man auf Grund von Vermutungen, Hitler habe Ende 1910 einen größeren Geldbetrag, etwa 3 800 Kronen, erhalten.²⁵⁶ Forschungen nach dem Krieg ergaben, daß dies der Betrag war, den

seine Tante Johanna am 1. Dezember 1910 von ihrem Sparbuch abhob, vier Monate, bevor sie starb, ohne ein Testament zu hinterlassen.²⁵⁷ Angeblich soll Hitler dieses Geld bekommen haben. Dies schien dadurch bestätigt zu werden, daß Hitlers Halbschwester Angela, die weiterhin für seine Schwester Paula sorgte, 1911 die gesamte Waisenrente beanspruchte, die damals noch zu gleichen Teilen zwischen beiden Kindern aufgeteilt wurde. Hitler räumte ein, er sei imstande, den eigenen Unterhalt zu bestreiten, und mußte fortan auf die 25 Kronen monatlich verzichten.²⁵⁸ Wie erwähnt, zeigt das Haushaltsbuch der Familie Hitler deutlich, daß Adolf neben kleineren Geschenken von der »Hanitante« wahrscheinlich im Jahr 1907 ein Darlehen in Höhe von 924 Kronen empfangen hat, das in Wirklichkeit einem Geschenk gleichkam und ihm die materielle Basis für das erste, relativ angenehme Jahr in Wien sicherte.²⁵⁹ Wem auch immer Tante Johannas Geld im Dezember 1910 zugute kam, es war gewiß nicht Hitler. Im Gegenteil: Der Verlust der Waisenrente in Höhe von 25 Kronen monatlich muß bei seinen Einkünften eine ziemliche Einbuße bedeutet haben.²⁶⁰

Im Männerheim war Hitlers Leben stabiler geworden, doch auch in der Zeit, als er mit Bildern handelte, war er anscheinend weiterhin verunsichert. Wie Smith zutreffend feststellt, war Hitler immer noch »eher von der gesellschaftlichen Ordnung«, in der er lebte, »bedroht als eine Bedrohung für diese«.²⁶¹ Über die Qualität der eigenen dilettantischen Bilder sprach er verächtlich und meinte, er müsse das Malen erst noch erlernen. Im Jahr 1910 hat er offenbar wirklich erwogen, ein weiteres Mal die Aufnahmeprüfung zur Akademie zu machen, aber daraus wurde nichts, und seine Bitterkeit und Wut über die Ablehnung ließen nicht nach.²⁶²

Karl Honisch – sehr darauf bedacht, den Abstand zu seinem Beinahe-Namensvetter Hanisch zu wahren, von dem er nichts Gutes gehört hatte – hat Hitler im Jahr 1913 gekannt. Dem in den dreißiger Jahren für das NSDAP-Hauptarchiv verfaßten Bericht ist die Absicht anzumerken, Hitler im bestmöglichen Licht darzustellen. Trotz allem entsteht ein plausibles Bild von Hitler am Ende des Aufenthalts im Männerheim. Honisch schildert ihn als schwächling, schlecht genährt, hohlwangig, mit dunklen Haaren, die ihm ins Gesicht schlugen, und als schäbig gekleidet. Hitler habe das Heim selten verlassen, jeden Tag in der gleichen Ecke des Schreibzimmers gesessen und an einem der langen Eichenstische gezeichnet und gemalt. Der Stammplatz war allen bekannt, und wenn ein Neuling ihn einnehmen wollte, erinnerten ihn die anderen

Insassen rasch daran: »Dieser Platz ist besetzt, da sitzt Herr Hitler!«²⁶³ Unter den regelmäßigen Besuchern des Schreibzimmers galt Hitler als ein etwas ungewöhnlicher, künstlerischer Typ. Später schrieb er: »Ich glaube, meine Umgebung von damals hielt mich wohl für einen Sonderling.«²⁶⁴ Abgesehen von seinen Malfertigkeiten, hat niemand daran gedacht, Hitler könne besondere Begabungen besitzen. Obwohl bei den anderen wohlgelesen, habe Hitler, so Honisch, diese auf Abstand gehalten: Er besaß »eine Art, sich niemand zu nahe kommen zu lassen«. Manchmal war er in sich gekehrt, in ein Buch oder die eigenen Gedanken versunken. Aber für seinen Jähzorn sei er bekannt gewesen. Der habe jederzeit aufflackern können, insbesondere bei den häufigen politischen Debatten. Die unerschütterlichen politischen Ansichten Hitlers seien allen offenkundig gewesen. Oft saß er zu Beginn einer Diskussion ruhig da, warf nur hier und da ein Wort in die Debatte, arbeitete ansonsten an seiner Zeichnung weiter. Wenn ihm etwas gegen den Strich ging, sprang er auf, schleuderte Pinsel oder Bleistift auf den Tisch und machte sich kraftvoll bemerkbar, bevor er gelegentlich mittendrin abbrach und, mit einer resignierten Handbewegung das Unverständnis der Kameraden quittierend, die Zeichenarbeit fortsetzte. Vor allem zwei Themen schürten seine Aggression: die Jesuiten und die »Roten« – denen er, wie allgemein bekannt war, unangenehme Erfahrungen zu verdanken hatte.²⁶⁵ Antijüdische Tiraden erwähnte Honisch nicht.

Wenn Hitler die »Jesuiten« beschimpfte, dann glühte wohl seine frühere Begeisterung für Schönerers vehementen Antikatholizismus noch nach, obwohl dessen Bewegung mittlerweile vollends zusammengebrochen war.²⁶⁶ Auch den Haß auf die Sozialdemokraten hegte er damals schon seit längerem. In »Mein Kampf« erzählt er die mit Sicherheit erfundene Geschichte, wie der Haß entstanden sei. Für kurze Zeit auf dem Bau beschäftigt, habe er die politischen Ansichten sozialdemokratischer Arbeitskollegen zurückgewiesen und es abgelehnt, der Gewerkschaft beizutreten. Angeblich hätten diese ihn dann schikaniert und persönlich bedroht.²⁶⁷ Sollte Hitler – vielleicht in seiner Zeit auf der Straße oder später – körperlich mißhandelt worden sein, hätte er es bestimmt seinen Kumpanen erzählt, zumal er aus seiner starken Aversion gegen die Sozialdemokraten kein Hehl machte. Doch keiner derjenigen, die später Anekdoten über Hitler aus der Zeit erzählten, verweist darauf – ausgenommen Josef Greiner, dessen offensichtlich erfundener Bericht nichts anderes als eine ausführliche und ausgeschmückte Variante der Geschichte in »Mein Kampf« darstellt.²⁶⁸ Für

eine Erklärung von Hitlers Abscheu vor dem Internationalismus der Sozialdemokraten braucht man nicht über seinen starken alldeutschen Nationalismus hinauszugehen. Die von Hitler aufgesaugte Spielart des »Sozialismus« entstammte den Parolen der radikal nationalistischen Propaganda des Franz Stein und dessen alldeutscher »Arbeiterbewegung« und deren schrillen Angriffen auf »Sozialdemokratische Bestialitäten« und den »Roten Terror« sowie ihrer grenzenlosen Agitation gegen tschechische Arbeiter.²⁶⁹ Eine eher unterschwellig vorhandene Quelle des Hasses hing wahrscheinlich mit Hitlers deutlichem sozialen und kulturellen Überlegenheitsgefühl zusammen, das er gegenüber der von der Sozialdemokratie vertretenen Arbeiterklasse empfand.²⁷⁰ »Ich weiß nicht, was mich nun zu dieser Zeit am meisten entsetzte«, schrieb er später über den Kontakt mit Menschen aus den »unteren Klassen«, »das wirtschaftliche Elend meiner damaligen Mitgefährten, die sittliche und moralische Roheit oder der Tiefstand ihrer geistigen Kultur.«²⁷¹ In einer weiteren aufschlußreichen Passage von »Mein Kampf« schrieb er:

»Die Umgebung meiner Jugend setzte sich zusammen aus den Kreisen kleinen Bürgertums, also aus einer Welt, die zu dem reinen Handarbeiter nur sehr wenig Beziehungen besitzt. Denn so sonderbar es auch auf den ersten Blick scheinen mag, so ist doch die Kluft gerade zwischen diesen durchaus wirtschaftlich nicht glänzend gestellten Schichten und dem Arbeiter der Faust oft tiefer, als man denkt. Der Grund dieser, sagen wir fast Feindschaft liegt in der Furcht einer Gesellschaftsgruppe, die sich erst ganz kurze Zeit aus dem Niveau der Handarbeiter herausgehoben hat, wieder zurückzusinken in den alten, wenig geachteten Stand, oder wenigstens noch zu ihm gerechnet zu werden. Dazu kommt noch bei vielen die widerliche Erinnerung an das kulturelle Elend dieser unteren Klassen, die häufige Roheit des Umgangs untereinander, wobei die eigene, auch noch so geringe Stellung im gesellschaftlichen Leben jede Berührung mit dieser überwundenen Kultur- und Lebensstufe zu einer unerträglichen Belastung werden läßt.«²⁷²

Hitlers eigenes Statusbewußtsein tritt deutlich hervor: »Meine Kleidung war noch etwas in Ordnung, meine Sprache gepflegt und mein Wesen zurückhaltend.«²⁷³ Als er mit Kubizek zusammenlebte, waren sein Aussehen und Lebensstil jedenfalls alles andere als proletarisch geprägt.²⁷⁴ Später sorgte der Status als »Künstler« in der Gruppe der »Intelligenz«, die das Schreibzimmer frequentierte, für eine Distanz zu den Handarbeitern im Männerheim. Das Statusbewußtsein läßt unschwer erken-

nen, welchen Grad der Erniedrigung er 1909/1910 empfunden haben muß, als die Bedrohung, ins Proletariat abzugleiten, zeitweise Wirklichkeit wurde. Diese Erfahrung führte bei Hitler jedoch nicht zur Herausbildung einer Solidarität mit den Idealen der Arbeiterbewegung, sondern verschärfte nur seine Feindschaft. Nicht soziale und politische Theorien, sondern Überleben, Kampf und das Prinzip »Jeder gegen jeden« kennzeichneten die Philosophie des Obdachlosenasyls.²⁷⁵

In »Mein Kampf« betonte Hitler den harten Existenzkampf des »Emporkömmlings«, der durch »eigene Tatkraft« aufgestiegen sei, wobei »dieser häufig sehr herbe Kampf das Mitleid absterben« lasse und »die Empfindung für das Elend der Zurückgebliebenen« töte.²⁷⁶ Sein angebliches Interesse an der »sozialen Frage« während der Wiener Zeit erscheint so in einem eigenen Kontext. Hitlers anhaltendes Überlegenheitsgefühl ließ ihn nicht Mitgefühl für die Mittellosen und Benachteiligten empfinden, vielmehr lief die »soziale Frage« für ihn auf die Suche nach Sündenböcken für seinen eigenen sozialen Abstieg und seine Erniedrigung hinaus. »Indem sie mich in den Bannkreis ihres Leidens zog«, schrieb er, »schien sie mich nicht zum ›Lernen‹ einzuladen, als vielmehr sich an mir selber erproben zu wollen.«²⁷⁷

Auf ähnliche Weise formten persönliche Erfahrungen Hitlers Ansichten über die Sozialdemokratie. Er haßte sie nicht nur, er fürchtete sie auch. Auf die marschierenden Arbeiter, »den ungeheuren menschlichen Drachenwurm«, den er in den Straßen Wiens beobachtet hatte, reagierte Hitler mit Besorgnis.²⁷⁸ Die Bedrohung, die er in der Sozialdemokratie spürte, hinterließ bleibende Spuren im Verständnis Hitlers für »die Bedeutung des körperlichen Terrors«.²⁷⁹ Hitlers »Gefühl im Bauch« – wahrlich ein Haß aus dem Inneren heraus –, das aus seinem Statusbewußtsein und den direkten Erfahrungen mit der Sozialdemokratie entstanden war, fand »Bestätigung« in unersättlicher, wenn auch einseitiger Lektüre. Ob er überhaupt ernstzunehmende theoretische Werke las, ist zweifelhaft. Was er über den Marxismus wußte, hatte er wahrscheinlich größtenteils im sozialdemokratischen Schrifttum wie der *Arbeiterzeitung* aufgeschnappt und in antimarxistischen Artikeln der nationalistischen und bürgerlichen Presse.²⁸⁰ Am Ende seiner Wiener Zeit ging Hitlers Abscheu vor der Sozialdemokratie wahrscheinlich kaum weit über Schönereers alldeutschen Nationalismus hinaus – einmal abgesehen von der zusätzlichen Radikalität, die von eigenen bitteren und unmittelbaren Erfahrungen in Elend und Erniedrigung herrührten und die Hitlers Ablehnung des internationalen Sozialismus ver-

stärkten. Außer acht lassen können wir Hitlers Behauptung in »Mein Kampf«, wonach ihm der Haß auf die Sozialdemokratie, im Verein mit der Theorie des Antisemitismus, eine klar erkennbare und danach unveränderte »Weltanschauung« gegeben habe.

V

Warum und wann wurde Hitler zu dem fixierten, pathologischen Antisemiten, als den wir ihn von seinen ersten politischen Schriften im Jahr 1919 bis zur Abfassung des Testaments im Berliner Bunker 1945 kennen? Da sein paranoider Haß politische Entscheidungen zeitigte, die in der Ermordung von Millionen Juden gipfelten, ist die Frage zweifellos wichtig. Die Antwort darauf ist indes weniger klar, als uns lieb ist. Tatsächlich wissen wir nicht sicher, warum, noch gar wann Hitler sich in einen manisch besessenen Antisemiten verwandelt hat.

Die eigene Version der Geschichte legt er in einigen bekannten und auffälligen Passagen von »Mein Kampf« dar. Danach sei er in Linz kein Antisemit gewesen. Bei der Ankunft in Wien habe ihn die antisemitische Presse zunächst befremdet. Doch die Servilität der vorherrschenden Zeitungen gegenüber dem Hof der Habsburger und deren Diffamierung des deutschen Kaisers habe ihn allmählich auf die »anständigere« und »reinlichere« Linie der antisemitischen Zeitung, des *Deutschen Volksblattes*, gebracht. Die wachsende Bewunderung für Karl Lueger – »den gewaltigsten deutschen Bürgermeister aller Zeiten« – habe dabei geholfen, die Haltung gegenüber den Juden zu verändern – »meine schwerste Wandlung überhaupt« –, und binnen zwei Jahren (in einem anderen Bericht binnen Jahresfrist) sei die Verwandlung abgeschlossen gewesen.²⁸¹ Hitler hebt eine Episode hervor, die ihm die Augen für »die Judenfrage« geöffnet habe:

»Als ich einmal so durch die innere Stadt strich, stieß ich plötzlich auf eine Erscheinung in langem Kaftan mit schwarzen Locken.

Ist dies auch ein Jude? war mein erster Gedanke.

So sahen sie freilich in Linz nicht aus. Ich beobachtete den Mann verstohlen und vorsichtig, allein je länger ich in dieses fremde Gesicht starrte und forschend Zug um Zug prüfte, um so mehr wandelte sich in meinem Gehirn die erste Frage zu einer anderen Frage:

Ist dies auch ein Deutscher?«²⁸²

